Um Goethe

Hermann Bahr

Digitized by Google

Urania-Bücherei.

Eine Sammlung leicht verständlicher Einzeldarstellungen aus den verschiedensten Zweigen des Wissens und Schaffens.

Diese Sammlung stellt sich die Aufgabe, dem Leser in fesselnder Form gründliche, vorurteilsfreie Belehrung zu bieten und ihn mit dem neuen geistigen Leben zu verbinden, das unsere bedeutungsvolle, ruhelose Zeit erfüllt. Als Stimmen der Zeit stehen sie in der wissenschaftlichen, sozialen, literarischen und künstlerischen Arbeit; sie halten aus dem angesehenen Mitarbeiterkreis der Wiener Urania das Beste von dem Geeigneten in Buchform fest. Es werden nur solche zu Wort kommen, die als Schaffende etwas Dauerndes und Bauendes zu sagen haben. Die Bücherei wird das Antlitz des Volksbildungshauses Wiener Urania haben, dem sie entstammt. — Die Urania-Bücherei, das einzige derartige österreichische Unternehmen, will im Dienste der Volksbildung wirken und nimmt aus dem Wollen und der Arbeit, aus den Verpflichtungen und Gesinnungen der deutschen Gegenwart ihren Maßstab für Bildung und Lebensanschauung.

Zunächst sind die folgenden Bände erschienen:

1. Band. Richard Charmatz (Wien):

Das politische Denken in Österreich.

2. Band. Geh. Rat Univ.-Prof. Dr. P. Deussen (Kiel):

Vedânta, Platon und Kant.

3. Band. Univ.-Dozent Dr. Paul Kammerer (Wien):

Naturforscherreisen zu den Felseneilanden Dalmatiens.

(Mit Bildern.)

4. Band. Kinderarzt Dr. Heinrich Keller (Wien):

Ve[illegible]rnünftige Mütter.

Digitized by Google

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·

Digitized by Google

Digitized by Google

9. Band

Urania Bücherei

Digitized by Google

Buchdruckerei Carl Fromme, G. m. b. H., Wien V.

Digitized by Google

Hermann Bahr

Um Goethe

Wien 1917
Verlag des Volksbildungshauses Wiener Urania
Für den Buchhandel: Waldheim-Eberle A. G., Wien. — Otto Klemm, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

PT2054
B27

Der böse Goethe.

Eine kluge Berlinerin hat mir einmal gesagt: „Ich mag Goethe nicht, er erinnert mich zu sehr an Paul Lindau. Ich mag solche gelassen heitere, ewig gleiche Menschen nicht, denen es nie schlecht geht!" Man wird das paradox finden. Aber ich kann es schon begreifen. Der Goethe, den wir in der Schule lernen, der olympische, ungetrübt strahlende, niemals verzagende, ruhig erhabene, dieser unmenschliche Goethe muß wirklich jeder tieferen und sehnsüchtigen Natur verdächtig sein. Er ist aber nur eine Fabel der Germanisten. Diese haben sich einen Goethe erfunden, der ungefähr den Werken seiner Reife entspricht. Sie sind nämlich schlechte Psychologen und meinen, in seinen Werken drücke der Dichter das Wesen und die Stimmung aus, die er im Leben hat. Dies ist es aber nicht, sondern da drückt er aus, was ihm im Leben fehlt. Er ist in seinen Werken, was er im Leben gern wäre. Er überwindet sich in ihnen und wird, wonach er sich sehnt. Und wie wir die Würde und das Maß der alten Statuen erst begreifen, wenn uns die Not, die Wut, die Hysterie der Griechen aufgegangen ist, so kann nur, wer zuvor den bösen Goethe gesehen hat, erst die Schönheit des heiter gütigen erkennen.

M323614

Digitized by Google

„Man sah ihm an, daß er in sich selber ruht und über Lob und Tadel erhaben ist", hat Eckermann von ihm gesagt und Schiller schrieb: „Während wir anderen mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leise an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen." Auch Grillparzer schildert ihn ähnlich: „Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater." Doch findet dieser schon, er habe „etwas unendlich Rührendes" gehabt. Er mochte durchfühlen, was es ihn gekostet haben muß, zum „König" zu werden, und wie schwer diese Leichtigkeit, diese Ruhe, diese Sicherheit erzwungen worden waren.

Bevor er es sich abgerungen hatte, so zu scheinen, wie er gern gewesen wäre, finden wir ihn ganz anders geschildert. 1779 schreibt Frau Schlosser an Jacobi: „Goethe kann gut und brav, auch groß sein, nur in Liebe ist er nicht rein und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viel Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen. Goethe ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden." Um dieselbe Zeit heißt es in einem Briefe Wielands über ihn: „Zum Glück mußte sich's treffen, daß der fast immer wütige Mensch diesen Tag gerade in seiner besten rezeptivsten Laune und so amüsable war wie ein Mädchen von Sechzehn ... Ein paar Tage darauf gestand er selbst, daß er in drei Jahren vielleicht nicht wieder in diesen Grad von Re-

Digitized by Google

zeptivität und Offenheit jedes Sinnes für ein opus hujus furfuris et farinae kommen würde." November 1779 kommt Lavater mit dem Herzog und Goethe zu Bodmer, und dieser erzählt: „Als wir standen, stellte Lavater Goethe vor mich und sagte, ich sollte die Augenbrauen, die Stirn, den Mund (alles in seinen Kunstwörtern) begucken, ob ich darin nicht einen bösen Menschen erblicke." Frau Herder schreibt an ihren Mann 1788: „Goethe besucht mich meistens alle andern Tag. Er war gestern nachmittag da. Er ist beinahe wie ein Chamäleon: bald bin ich ihm gut, bald nur halb." 1806 schildert ihn Stephan Schütze in der Gesellschaft bei Johanna Schopenhauer: „Es konnte einem ganz ängstlich zumute werden, wenn er verstimmt in die Gesellschaft trat und aus einem Winkel in den andern ging ... Das Merkwürdigste war, ihn fast jedesmal in einer anderen Stimmung zu sehen, so daß, wer ihn mit einem Mal zu fassen glaubte, sich das nächste Mal gewiß gestehen mußte, daß er ihm wieder entschlüpft sei. Man hatte bald einen sanft ruhigen, bald einen verdrießlich abschreckenden (auch Kummer drückte sich gewöhnlich bei ihm durch Verdrießlichkeit aus), bald einen sich absondernden, schweigsamen, bald einen beredten, ja redseligen, bald einen episch-ruhigen, bald — wiewohl seltener — einen feurig-aufgeregten, begeisterten, bald einen ironisch-scherzenden, schalkhaft neckenden, bald einen zornig scheltenden, bald sogar einen übermütigen Goethe vor sich." Und als er einmal, erzählt Schütze weiter, Calderons

Digitized by Google

ſtandhaften Prinzen vorlas, ſei er, „bei der Szene, wo der Prinz als Geiſt mit der Fackel in der Nacht dem kommenden Heere voranleuchtet, ſo von der Schönheit der Dichtung hingeriſſen worden, daß er mit Heftigkeit das Buch auf den Tiſch warf, daß es auf die Erde fiel." Ebenſo habe er ſich aber auch kindiſch freuen können, wenn es in den Weimariſchen Volksſtücken recht „verrucht" zuging, was „in ſeinem Munde für ein Lob zu achten war".

Er iſt nicht glücklich und kann ſchwerlich glücklich werden, der immer wütige Menſch, beinahe wie ein Chamäleon, bald verdrießlich abſchreckend, bald verrucht vergnügt, alles mit Heftigkeit, alles extrem und täglich ein anderes, wie er es einmal an die Stein nennt, „inneres Wetter" — dies iſt nun freilich der Goethe nicht, den uns der gute Eckermann vorgemacht hat. Dienstag den 10. Juni 1823 war Eckermann zum erſten Mal bei Goethe, dem es in jenen Jahren zur Maxime geworden war, daß der „durch ſeine Leidenſchaften und Schickſale verdüſterte Menſch der Klarheit und der Aufheiterung bedarf". So zog er den gelehrigen jungen Mann an ſich, um ihm den Anblick einer vollendeten Bildung zu gewähren und durch ihn „die Seligkeit der eigenen Kultur auf die Nachkommen auszugießen". Er zeigte ſich ihm ſo, wie er unter den Deutſchen fortzuleben und fortzuwirken geſonnen war, um dieſem leidenſchaftlichen und trüben Volke zu einer helleren und friedlichen Kultur zu helfen. „In ſeinen Empfindungen heiter und jung

Digitized by Google

wie der beginnende Lenz, in seinen Worten alt an Weisheit", so der aufblickenden Nation dargeboten, mochte er hoffen, ihr die Tugenden der schönen Sitte aufzuzwingen. Deshalb hat er sich vor Eckermann immer, wie wir heute sagen würden: „stilisiert", nämlich wie er glaubte, daß ihn die Deutschen brauchten. Man merkt aber doch oft bald seinen Zorn, bald seine Wehmut durch, und wie gelassen und überlegen er sich gewaltsam halten mag, immer, immer „sitzt ihm ein stiller, trauriger Zug über der Seele". (Auch dieser Ausdruck ist aus einem Briefe an die Stein.) Immer wieder die Klage über seine tiefe Einsamkeit: „Sie mögen nun denken, wie es um die Meinungen der Masse aussah und wie man eigentlich immer allein stand." (Ähnlich heißt es in der Campagne: „Man kann sich keinen isolierteren Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb." Und ähnlich sagt er einmal zum Kanzler von Müller: „Der Meister belegt, in welcher entsetzlichen Einsamkeit er verfaßt worden, bei meinem stets aufs allgemeinste gerichteten Streben.") Und immer wieder auch die Erinnerung an Zeiten, „wo ich mit Tränen einschlief". Und immer wieder die Sorge, wie „herzlich schlecht es uns alten Europäern geht ... Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein zu genießen. Denkt man sich bei deprimierter Stimmung recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor,

Digitized by Google

als wäre die Welt nach und nach zum jüngsten Tage reif. Und das Übel häuft sich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir liefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unseren eigenen vermehrt, unseren Nachkommen". Und dann tauchen so merkwürdige Sätze auf: „Übrigens aber ist der Mensch ein dunkles Wesen, er weiß nicht, woher er kommt, noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht und Gott soll mich auch davor behüten." Und endlich gar das furchtbare Bekenntnis: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt."

Zelter ist vielleicht der einzige Mensch gewesen, den Goethe wirklich gern gehabt hat*. Er sah ihn tief unter sich, aber eigentlich mochte er ihn manchmal insgeheim beneiden, weil diesem tüchtigen „Lebe-, Lust- und Reise-Mann" gewährt war, sich immer gleich zu bleiben. Der brave Berliner schlug fest um sich, nicht weiter, als daß er selbst noch die Wirkungen gewahren konnte, und wie er, immer nur der Forderung des Tages ergeben, alles

* Sein Gefühl für Meyer war Achtung, Bewunderung, ja fast Ehrfurcht.

Digitized by Google

um sich gedeihen sah, mochte er ihm recht als der Tätige erscheinen, der immer zu nützen, zu helfen bereit steht. Neben ihm kommt er sich selbst als der Einsiedler vor, „dem Nachdenken und der Betrachtung hingegeben, die Gegenwart aufopfernd, der Zukunft sich widmend", und während jener, „in die kreiselnde Bewegung einer großen Königstadt verschlungen", doch seiner immer gewiß bleibt, braucht er die Ruhe seines Gartens am Stern, um „sich zu sammeln und zu manchem guten Hervorbringen zu einigen und zu innigen". Er seufzt: „Es ist mir doch, als wenn selbst gute und vorzügliche Menschen an gewissen Tagen, unter gewissen Umständen, nichts zu taugen verdammt wären." Und ein anderes Mal, vom Misanthropen des Molière sprechend: „Freilich mußte er (Molière) das aus seinem eigenen Busen nehmen, er mußte seine eigenen Beziehungen gegen die Welt schildern; aber was für Beziehungen! Die allgemeinsten, die es nur geben kann. Ich wollte wetten, du hast dich auf mehr als einer Stelle auf der Tat ertappt. Und spielst du nicht dieselbe Rolle gegen deine Tagesgenossen? Ich bin alt genug geworden und habe es doch noch nicht so weit gebracht, mich an die Seite der epikurischen Götter zu setzen." Und einmal, der Qual des nutzlosen Ringens fast erliegend: „Wenn der Mensch nicht von Natur zu seinem Talent verdammt wäre, so müßte man sich als töricht schelten, daß man sich in einem langen Leben immer neue Pein und wiederholte Mühsal auflädet."

Aber nirgends richtet sich der böse Goethe strenger

Digitized by Google

und mächtiger auf als in den Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. Der Kanzler bemerkt einmal: „Neue Lehre, wie schwer es ist, mit Goethe umzugehen.“ Bald finden wir ihn „taciturn und marode“, „abgespannt und einsilbig“, „nicht aufgelegt“ und „nichts ist peinlicher, als das Zusammensein mit ihm, wenn er jeden Gesprächsfaden sogleich fallen läßt oder abreißt, auf jede Frage mit: „Gute Menschen! Es ist ihnen aber nicht zu helfen“, oder „Da mögt ihr jungen Leute zusehen, ich bin zu alt dazu“ antwortet und manche lange Pause mit nichts als „Hm! Hm!“ ausfüllt, auch wohl den Kopf wie aus Schläfrigkeit sinken läßt“; bald „leidenschaftlich und abstoßend“ in seiner „Grobianslaune“ oder gar von jener „bitter-humoristischen Stimmung und sophistischen Widerspruchsart, die man so ungern zuweilen an ihm wahrnimmt ... wie schmerzlich ist es doch, solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorene Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissenschaft, keine Kunst wieder herstellen läßt, ohne die gewaltigsten Kämpfe, und wie die reichsten Lebenserfahrungen, die hellste Würdigung der Weltverhältnisse ihn davor nicht schützen konnten!“ So gräbt er sich in seiner „Dachshöhle“ ein und sieht zu, wie er sich „durchflicke“, in einer ungeheuren Entsagung: „Ich will nichts von den Freuden der Welt, wenn sie mich nur auch mit ihren Leiden verschonen wollte!“ Und „seine ganze Haltung“ gibt „den Begriff eines unbefriedigten, großartigen Strebens, einer gewissen inneren Desperation“.

Digitized by Google

Und wenn wir ihn einmal sagen hören: „Man muß nur immer sorgen, erregt zu werden, um gegen die Depression anzukämpfen", dann verstehen wir den „olympischen" Goethe erst: er ist in der furchtbaren Not des „bösen" geboren worden.

Der olympische der Germanisten kann uns nicht helfen. Wir begreifen ihn nicht, wir empfinden nur das eigene Leid desto härter. Aber der böse mag uns trösten: denn er lehrt, wozu den Menschen die Qual gegeben wird, und wir verstehen durch ihn das Wort Hebbels, das vielleicht alles Geheimnis enthält: „Was du meine Krankheit nennst, ist zugleich die Quelle meines, wie jedes höheren Lebens. Für das, was den Menschen Glück heißt, hab ich niemals viel Sinn gehabt und verliere ihn mehr und mehr; dafür gibt es einzelne Stunden, die mich mit einem überschwenglichen Reichtum innerer Fülle überschütten; dann löst sich mir jedes Rätsel, ich fühle mich selbst in meiner Würde und meiner Kraft, ich erkenne, daß meine größten Schmerzen nur die Geburtswehen meiner höchsten Genüsse sind."

Digitized by Google

Der veränderte Freund.

Mit grimmiger Ruhe schildert Goethe einmal, wie schwer es seinen Getreuen oft wurde, sich in den „veränderten Freund" zu finden. Sie blieben immer dieselben, er veränderte sich immer. „Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, dann bin ich schon in Erfurt", pflegte er zu sagen. Er hatte eine wahre Passion, sich umzuwandeln; und dies mit einer Entschiedenheit, vor der sich die anderen entsetzten; denn dann verleugnete er wild, was ihm eben noch wert gewesen war. Dem „zarten Sinn" der Iphigenie fühlte er sich nach ein paar Jahren so „entfremdet", daß er es eine Zeit durchaus nicht mehr ertrug, an sie erinnert zu werden; ihr bloßer „Anklang" war ihm schon lästig. Nur der Veränderung blieb er treu. Schon der Jüngling schrieb: „Wir müssen nichts sein, sondern alles werden wollen"; und der Greis rief seinen Feinden zu:

Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngst ich abgelegt.
Und ist die nächste reif genung,
Abstreif' ich sie sogleich
Und wandle neu belebt und jung
Im frischen Götterreich.

Digitized by Google

Diese Wendung von der „Haut" war ihm geläufig. Er gebrauchte sie auch einmal gegen Plessing: „Der Mensch hat viele Häute abzuwerfen, bis er seiner selbst und der weltlichen Dinge nur einigermaßen sicher wird." Und ebenso ein anderes Mal zu Riemer: Seine Dichtungen seien gleichsam Häutungen vorübergehender und vorübergegangener Zustände. Und als sich ihm nun gar die ewige Metamorphose aller Natur erschloß und er die ungeheure „Versatilität", das „Wechselhafte" ihrer Gestalten erkennen lernte, da traf diese Ahnung der höchsten Geheimnisse mit dem tiefsten Drange seines Wesens wunderbar zusammen: hier wie dort, überall und immer „Proteus"! Selbst der Tod verlor allen Schrecken für ihn, wenn er daran dachte, daß doch auch das Sterben nur wieder eine neue Verwandlung sein kann:

Und so lang du das nicht hast
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde!

Ein Theaterabend, aus Zufall oder Absicht zu den Fragmenten „Prometheus" und „Elpenor" das Lustspiel „Der Bürgergeneral" gesellend, ließ mich das einst wunderlich stark empfinden. Denn geht man diese Werke durch, so geschieht einem fast wie jenen Getreuen: man erschrickt über den „veränderten Freund". Ist es zu denken, daß das derselbe Mensch sein soll? Dort so leidenschaftlich, ungestüm, formlos, gotisch (wie er das später zu nennen pflegte), dann so kalt, gemessen, klar, griechisch

Digitized by Google

(wie er sich wenigstens damals das Griechische dachte), hier gar so bürgerlich, platt und (trauen wir uns nur!) banal, niederländisch hätte er vermutlich gesagt! Und man bedenke: knapp zwanzig Jahre sind dazwischen. Er fing den „Prometheus" im Herbst 1773 an; die Ode, welche jetzt den dritten Akt bildet, folgte anfangs 1775. „Elpenor" ist, nach Riemer, am 11. August 1781 begonnen. „Der Bürgergeneral" ist 1793 geschrieben. Uns aber scheint von einem zum andern so weit, als müßten wir durch Jahrhunderte fliegen. Und erinnern wir uns gar noch, aus Briefen oder den anderen Gedichten, die er um dieselbe Zeit schrieb, an den Menschen, der hinter jedem dieser Werke steht, so verzagen wir fast, den immer veränderten Freund zu erkennen.

1773 bis 1775. Der Götz ist eben erschienen, und nicht nur „alles, was in der Jugend Wildes und Ungeschlachtes lebt", nein, die ganze Nation jauchzt ihm zu. Er wird auf einen Schlag zum Hauptmann dieser „fordernden" Zeit. Und so ist's, nach langem Schwanken, für ihn entschieden, daß er Dichter sein soll, nicht Maler. Nun speit er jene genialischen Farcen heraus, Pater Brey, Satyros, Götter, Helden und Wieland, das Jahrmarktsfest und noch „Mehreres dieser frechen Art". Im März 1774 wird der „Werther" fertig. Neben dem „Prometheus" tauchen „Mahomet", „Faust", „Der ewige Jude" auf. Aus Übermut, durch eine Wette mit dem zierlichen Fräulein Anna Sibylla Münch, entsteht in acht Tagen der „Clavigo". Dazwischen wird fleißig „Wildpretts-

Digitized by Google

braten" und „Geleepaſtete" geſchmauſt, wird gebechert und geliebelt und gelöffelt. Lavater kommt, bald darauf Baſedow, im Oktober Klopſtock, dem er den Anfang des „Fauſt" vorlieſt. 1775 lernt er Lilli kennen, und von ihr werden ihm nun, wie er ſpäter an Bürger ſchrieb, „die zerſtreuteſten, verworrenſten, ganzeſten, vollſten, leerſten, kräftigſten und läppiſchſten drei Vierteljahre" beſchert. So iſt damals ſein ganzes Leben: immer bergauf, bergab, über Stock und Stein, ruhelos, haltlos, zügellos, vom Höchſten ins Gemeine, „aus einer Verworrenheit in die andere" (wie er an Knebel ſchreibt), „unerwartet aus einem Zuſtand in den andern" (wie's im „Clavigo" heißt), von Spinoza zu Knittelreimen und Poſſen, tagelang einſam mit wilden Gedanken im Regen, dann wieder tanzend, eislaufend und ſcharmierend, zu Tode betrübt, jubelnd beglückt, von höchſten Ahnungen durchrieſelt, hämiſchen Verzweiflungen zerrüttet und ſo übervoll, daß es ihn zerriſſe, wenn er nicht „Dramas" ſchriebe, und daß er zum Himmel aufſchreit:

Schaff', das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!

Und er vollendet „Stella"; Nikolais Freuden Werthers, wie er es nennt: „das Berliner Hundezeug", machen ihm viel Verdruß, für Lavater wird an der „Phyſiognomik" gearbeitet, das „Hohelied" überſetzt, „Egmont" geplant. Man begreift gar nicht, wie ſich's in einem einzigen Menſchen ſo groß, ſo wirr zuſammen drängen und dräuen kann! In einem Gedichte, das er einer Gen-

Digitized by Google

dung seiner Zeichnung des kranken Fräuleins v. Klettenberg beilegt, sagt er:

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduldigem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Und ähnlich heißt es in einem Briefe (in welchem übrigens der „Prometheus" stark anklingt, den er um dieselbe Zeit, Jänner oder Februar 1775, an Jacobi geschickt haben muß) an Auguste Stolberg: „Ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was ist das als Liebe! Mußte er Menschen machen nach seinem Bild, ein Geschlecht, das ihm ähnlich sei, was müssen wir fühlen, wenn wir Brüder finden, unser Gleichnis, uns selbst verdoppelt!" Hier und dort: „Hingewühlt" und „Wenn es in uns wühlt". Das ist der Ausdruck, den er in dieser Zeit liebt. Er gleicht einem Wilden, einem Trunkenen, einem Besessenen, in dem es rast, aus dem es schäumt, um den die Dämonen ringen, der gejagt wird, er weiß nicht wohin, den es wie im Fieber wirft, und wer kann hoffen, daß er sich jemals fassen und finden und nicht auch unselig zerrinnen wird, wie es über Lenz und Wagner beschlossen war?

1781. Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Er ist nun in den „edlen Weimarischen Kreis" getreten. Er hat sich „aus dem formlosen Schweifen zusammengezogen". Er lernt sich in die Sitte fügen, er wird fähig,

Digitized by Google

„viel zu entbehren". Er schreit nicht mehr jede irre Stimmung heraus. „Kunstgemäß" wird jetzt sein Lieblingswort, wie es früher „wühlen" war. Er ahnt das Geheimnis der Form und indem er es aufzusuchen beginnt, wendet er sich zu den Alten, wendet er sich zur Natur. Seinem vordem so „planlosen Wesen" ringt er „Stetigkeit" und „Folge" ab. Er läßt sich nicht mehr von jedem Eindruck treiben, er will in sich selbst ruhen. Es ist die Zeit, in der er „feierlich" wird. 1776 hat ihm der Herzog einen Garten an der Ilm geschenkt, und nun fängt er an, sich bei Loder „um die Natur in ihren allgemeinen physischen und ihren organischen Phänomenen emsig zu bemühen." Er lernt Anatomie, übt sich praktisch, indem er den Schülern der Weimarer Zeichenakademie das Skelett erklärt, „zugleich um meinet- und um ihretwillen", wendet sich zur Chemie, ist unermüdlich im Botanisieren und Mineralogisieren und dringt von allen Seiten auf die Natur ein, um ihr das Gesetz abzulauschen. Dieses zu erkennen, zu erfühlen, wird nun sein höchstes Verlangen, weil er sich nicht mehr zumißt, das Leben nach seiner Willkür zu gestalten, sondern den allein für einen Meister hält, der seine Bestimmung erkannt hat. Und wie unmittelbar gegen den „Prometheus" klingt es:

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.

Ihr Gesetz zu erfahren und zu erfüllen ist das einzige. Das Gesetz, immer dasselbe, ob es sich an der

Digitized by Google

Pflanze oder in der Kunst an der Form oder unter den Menschen an der Sitte offenbart, wird ihm jetzt alles... In dieser Stimmung beginnt er den Elpenor, von dem er, 1828, dem Freiherrn von Maltitz gesagt hat: „Ich habe eine Vorliebe für dieses Fragment; auf diesem Wege hätte ich fortfahren sollen, wenn ich den Deutschen ein Theater hätte schenken wollen." Aber er läßt es liegen, er nimmt es „bald in Aversion". Vielleicht wirklich, wie er später an Schiller schrieb, im Gefühle „eines unglaublichen Vergreifens im Stoffe" oder wohl auch einfach deshalb, weil sich selbst an der Natur auszubilden ihm jetzt wichtiger geworden war, als den Deutschen ein Theater zu schenken.

1793. „Aus Italien, dem formreichen ... in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen", findet er sich ganz allein. Die Freunde bringen ihn zur Verzweiflung, sie „verstehen seine Sprache nicht mehr". Die Jugend fällt von ihm ab. Alles, was ihm teuer ist, sieht er durch „wunderliche Ausgeburten", wie Heinses „Ardinghello" und Schillers „Räuber", die ihn „äußerst anwidern", auf das höchste gefährdet. Er glaubt all sein Bemühen völlig verloren zu sehen, alle Wirkungen seiner Bildung beseitigt und gelähmt. Und er hat keinen einzigen Menschen bei sich, der ihn begriffen hätte. Er zieht sich völlig in sich selbst zurück. Seine ungeheure Vereinsamung beginnt. „Man kann sich keinen isolierteren Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb", schrieb er später über diese Tage, von welchen er doch

Digitized by Google

ein anderes Mal bekannt hat, er habe in seinem Leben nicht leicht „operosere, mühsamer beschäftigte" zugebracht. „Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre", gesteht er ein und wirklich scheint er eine Zeit gesinnt, sich ganz zur Wissenschaft zu kehren; wenn er doch einmal einer „Herzenserleichterung" bedarf, geschieht sie durch die „Metamorphose der Pflanzen", wenn die „produktive Leidenschaft" sich wieder regt, drängt sie zur Osteologie oder zur Optik hin. Die Leute um ihn lächeln über solche Grillen und es muß fast ein halbes Jahrhundert vergehen, bis man gewahr wird, daß er dort, nach Geoffroy de Saint-Hilaire, „die tiefsten Gesetze der Entwicklung der Pflanzenorgane entdeckt", daß er hier, nach Richard Owen, „für alle derartige Untersuchungen, welche die durchgehende Einheit der Natur erweisen, die Führung genommen hat". Immer wunderlicher, immer ärgerlicher wird er den Freunden und scheint sich ganz von seinen Wegen zu entfernen, zu verlieren, während er doch nur daran ist, Ahnungen und Anschauungen zu verdichten, erkennen zu lernen, was schon den Jüngling Spinoza fühlen ließ, und den Dingen abzusehen, wie sich dasselbe Gesetz, dieselbe „stumme Notwendigkeit" überall offenbart. Denn ob er zu begreifen trachtet, „wie die begünstigte griechische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eigenen Nationalkreise zu entwickeln", ob er der Natur abzumerken strebt, „wie sie gesetzlich zu Werke

Digitized by Google

gehe, um lebendiges Gebild, als Muſter alles künſtlichen, hervorzubringen", oder ob er an den Sitten der Völker lernen will, „wie aus dem Zuſammentreffen von Notwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerſtand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunſt noch Natur, ſondern beides zugleich iſt, notwendig und zufällig, abſichtlich und blind: ich verſtehe die menſchliche Geſellſchaft", immer, wie raſtlos er ſich „in dieſen Regionen hin- und herbewegt" (er verzeichnet einmal mit Nachdruck, daß er den Aufſatz über Manier und Stil, den anderen, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären, und das Römiſche Karneval „zu gleicher Zeit" geſchrieben habe), immer iſt es doch nur wieder dieſelbe Erkenntnis, um die er ringt: daß nirgends, weder in der Natur noch in der Kunſt noch in der Geſellſchaft etwas vom Himmel fallen kann, ſondern alles nur immer aus dem einen ſich durch Verwandlung erhebt, daß dieſes Eine, Ewige, Göttliche in allen Erſcheinungen lebt, aber dem Erdenmenſchen nur an ihnen, niemals für ſich erſcheinen kann, und daß alles, Keim und Frucht, Inhalt und Form, Charakter und Schickſal, ſo verflochten und ſo dasſelbe iſt, daß man ſie nicht trennen und nicht einmal ſagen kann, wo dieſes aufhören, jenes beginnen ſoll. Dieſer ungeheure Gedanke, den durchzudenken drei Generationen noch immer nicht vollendet haben, mochte ihn mit einer Macht erſchüttern, neben der auch die höchſten Geſtalten, die er erſchaffen, wankten und verblaßten; und wie kindiſch, wie

Digitized by Google

läppisch mußten ihm nun, bei einer solchen Einsicht bis in die „Urphänomene", gar erst jene Schwärmer erscheinen, die sich von einer Veränderung der Staatsform, von einem Wechsel des Regenten das Glück der Menschheit und ein ewiges Paradies versprechen konnten! Er hatte es selbst zu tief erfahren, daß dem Menschen von außen her nicht zu helfen ist, um den „gewissen Freiheitssinn, das Streben nach Demokratie" zu teilen, das damals auch „in die hohen Stände drang"; und weil es ihm gewiß war, daß „die Natur zu allem, was sie will, nur in einer Folge gelangen kann", daß sie „keine Sprünge machen kann", daß sie „zum Beispiel kein Pferd machen könnte", wenn nicht alle übrigen Tiere vorauf gingen, auf denen sie, wie auf einer Leiter, zur Struktur des Pferdes heransteigt", so mußten ihn alle Vulkanisten der Politik verdrießen. Erfahrung, die nicht geneigt ist, „Schätzbares" aufzugeben, „um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinnes zu gelangen", Neigung, auch Vorurteile lieber zu ertragen, „um nicht vielleicht edle Pflanzen zugleich mit auszuraufen", und wohl auch das starke Gefühl, wieviel er seinem Herzog verdankte, kamen hinzu. Man hat ihm das sehr verargt und spottet noch heute über den Ernst, mit dem er sich rühmt, daß ihm der Fürst Reuß XIII. „immer ein freundlicher, gnädiger Herr gewesen"; es wäre aber erst zu fragen, ob es männlicher ist, wie unsere Dichter bei Premièren tun, sich vor einem schwitzenden und grinsenden wilden Haufen tief bis zur Erde zu bücken.

Digitized by Google

Seine Stimmung also, die sich in den „Aufgeregten" und im „Bürgergeneral" entlud, ist ganz begreiflich, und man kann schon auch die Form verstehen, die er diesem gab. Ein einseitiges Talent, das nichts als die Kunst hat, die es eben betreibt, wird leicht verlockt, in jedes Werk gleich das Höchste legen zu wollen, um sich daran, ganz wie es ist, mit allem, was es jemals gedacht und empfunden oder erlebt hat, ein- für allemal auszudrücken. Der Meister, der auf viele Taten zurückblickt, andere noch in der Zukunft vor sich sieht, kann es sich erlauben, dem Augenblick nicht mehr zu geben, als er verdient. Mit seinem grandiosen Blick für den wahren Wert der Dinge sah er, seit er 1791 die Leitung des Hoftheaters übernommen hatte, wie klein und „im Vergleich mit dem Weltwesen höchst unwichtig" doch die Verhältnisse eines Theaters naturgemäß sein müssen, er lernte bald „allzu rigoristische Forderungen" vermeiden und er verkannte nicht, daß mit Kotzebue, den er, bei aller persönlichen Abneigung gegen seine „Nullität", gern gegen „überhinfahrende Tadler und Verwerfer" in Schutz nahm, daß mit diesem doch „wirklich eine Form geboren worden", auf welche die Menschen schon „wie hungrige Raben gewartet hatten". Wollte er nun, durch „den Umsturz alles Vorhandenen erschreckt", seinen Verdruß über „dergleichen Influenzen" dem Publikum wirksam mitteilen, so glaubte er sich dies am ehesten von einer solchen „Nachbildung des Zeitsinns" zu versprechen, die sich an ein damals beliebtes Stück, die „beiden Billetts" von

Digitized by Google

Florian, hielt, eine gern gesehene Figur aufnahm und das übrige getrost einem neuen Schauspieler, dem „im Fach der Schnäpse höchst gewandten" Beck überließ, „auf dessen Talent und Humor vertrauend er eigentlich die Rolle schrieb". Darin täuschte er sich nun freilich, denn er berichtet selbst: „Das Stück brachte die widerwärtigste Wirkung hervor, selbst bei Freunden und Gönnern, die, um sich und mich zu retten, hartnäckig behaupteten, ich sei der Verfasser nicht, habe nur aus Grille meinen Namen und einige Federstriche einer sehr subalternen Produktion zugewendet."

Digitized by Google

Tasso.

Tasso hat beim Publikum den Ruf, langweilig zu sein. Man geht allenfalls hin, um diese Sentenzen mit Respekt zu vernehmen. Aber schade, daß es undramatisch ist. Eigentlich doch nur eine Sammlung von Zitaten. So wirkt's auf die Leute. Denn, hört man sie sagen, es geschieht ja nichts; es wird bloß deklamiert, freilich wunderschön. Das ist die Meinung, die der gebildete Deutsche insgeheim von Tasso hat. Er fühlt seinen Verstand angeregt, vermißt aber die Emotion; es ist ein kaltes Stück. Ein höchst wunderliches Urteil: denn ein Mensch der höchsten Emotion wird hier gezeigt, eine Frage, die jeden an seinem Leben trifft, und ein erotischer Fall von solcher Seltsamkeit, daß er heute pervers heißen würde.

Tasso wie Orest sind Menschen in hysterischen Zuständen. Von so heftigen Leidenschaften angefallen, daß im Momente ihr ganzes Wesen ausgelöscht wird. Verlassen von allen Hilfen des Verstandes, des Willens, des Gewissens; verloren an eine Wut, die gar nichts Menschliches mehr hat, sondern sich von außen auf sie zu werfen scheint. Besessen; und dieses muß erst ausge-

Digitized by Google

trieben werden, dann kehren sie zurück, sie selbst. Goethe hat das aus sich gekannt. Es hat kaum einer je die Macht des Fremden, des Anderen über sich schrecklicher gefühlt und sein ganzer „Stil" ist immer nur ein Schild gegen sie. Man müßte einmal Goethe und Beethoven vergleichen. Beide dämonisch. Aber Beethoven bereit, sich dem Dämon zu opfern, indem er im Dämonischen nur das wahre Leben erkennt, während Goethe sich entschließt, die Grenzen seiner bewußten Natur zu hüten und alles anruft, um von ihnen den Dämon abzuwehren. Zwei Rassen. Die Größe der Griechen war es, daß sie es ertrugen (übrigens auch kaum hundert Jahre lang), beide zu sein. Die ganze deutsche Mystik: Rasse Beethoven. Das Wesen der Renaissance, die noch immer nicht vollendet ist: daß die Rasse Goethe Herr wird. Aber man will Zeichen sehen, als könnte jetzt wieder die Rasse Beethoven beginnen.

Und das Problem, das doch, wie diesem Tasso, so jedem von uns gestellt wird: das innere mit dem äußeren Leben auszugleichen. Von uns allen handelt das Stück und jeder, in den Logen oder im Parterre, hat sich, bewußt oder dumpf, einmal dasselbe fragen müssen: Wie findest du dich in die Welt? Und leise, bange: Ist sie es denn auch wert? Und: Was aber bleibt dir dann zuletzt von dir?

Tassos Problem ist allgemein. Seine Erotik ist eine ganz besondere. Man versteht sie erst gar nicht. Man staunt nur. Man spürt: in dieser Liebe dieses Mannes

Digitized by Google

zu dieſer Frau iſt etwas, was uns fremd iſt. Man weiß es nur nicht gleich. Man ſpürt: dieſer Mann liebt dieſe Frau anders als ſonſt Frauen vom Manne geliebt werden; ſeine Liebe hat noch ein anderes Motiv. Und man ſucht. Und dann findet man: es iſt die Prinzeſſin, die er an dieſer Frau liebt. Alſo: der ſoziale Rang hat ſich hier in einen erotiſchen Reiz verwandelt. Es iſt genau das Verhältnis des Wilhelm Meiſter zur Gräfin. Und man ſpürt es auch in den Briefen an die Stein. Auch hier hat man mitunter das Gefühl, der hier wirkende ſinnliche Reiz gehe weniger von der Frau als von der Dame aus. Was mir immer faſt unheimlich iſt: daß nämlich etwas bloß Gedachtes, nur Fingiertes, ganz Unwirkliches, wie es Rang und Titel ſind, durch unſere Imagination in eine ſinnliche Kraft verwandelt werden kann! Daß der erotiſche Reiz eines Weibes wachſen ſoll, bloß durch den ſozialen Mantel, den es trägt! Daß alſo Soziales zuletzt ſogar unſere Sexualität beſtimmen darf! Es gibt dafür ein Beiſpiel, das faſt ein bißchen komiſch iſt: Goethes Verhältnis zu Maria Ludovica. Goethe beträgt ſich da gar nicht als Taſſo, er vergißt in ſeiner Leidenſchaft niemals die Form und doch geſchieht es ihm, daß er die Kaiſerin verſtimmt. Vielleicht eben weil ſie ſpürt, daß es die Kaiſerin iſt, die er liebt, nicht die Frau. Dies gehört ins Gebiet des erotiſchen Idealismus, der die Kraft gibt, durch bloße Vorſtellung ſich wollüſtig zu erregen.

Wenn man dies nun addiert: einen Menſchen, den

Digitized by Google

wütende Begierde von aller Besonnenheit ent.
ein Problem, das jeden von uns trifft, und die Se.
keit des ungemeinen erotischen Falles, wer kann da.
begreifen, daß alles dies zusammen ein langweiliges Stück ergibt? Es ist aber kein Zweifel, daß die meisten Zuschauer gar nicht spüren, was es an Emotion enthält. Es geht ihm ganz wie der Iphigenie. Zwei Stücke der Raserei; und der Zuschauer schläft darin ein. Weil unser Zuschauer gedrillt ist, niemals die Sache selbst aufzunehmen, sondern nur den Ton, in welchem sie dargestellt wird. Er regt sich auf, wenn aufgeregt verhandelt wird; nach dem Grunde fragt er nicht, er hält sich an die Wirkung, die er sieht. Es kommt ihm gar nicht darauf an, wie das ist, was dargestellt wird, sondern immer nur eben auf die Darstellung selbst, wie diese ist. Und er ist gewohnt, daß diese jetzt aufgeregt tut, auch wenn sie gar keinen Grund hat. Weshalb er sich mit dieser Goethischen Art keinen Rat weiß, die vielmehr durch Darstellung von der Aufregung loszukommen sucht. Unser Zuschauer verlangt von der Kunst, daß sie ihn, der sich matt und leer und starr fühlt, exzitieren soll. Goethe griff nach der Kunst in extremen Zuständen einer letzten Erregung und Verstörung, um sie zu kalmieren. Er rettet sich in die Kunst vor den Flammen des Lebens. Uns, die vor dem Leben friert, soll die Kunst entflammen. Sein Zweck ist: aus Ekstasen, die ihn zerreißen, sich zu beruhigen. Unser Zweck ist: aus Ermattung, in der wir veröden, uns zu steigern. Er nimmt dazu die Kunst, wir auch.

Digitized by Google

(Wir, ich meine die Menschen dieser Zeit, von der ich selbst mich übrigens gerade darin abgesondert fühle.) Es ist klar, daß seine Kunst eine ganz andere sein muß als unsere. Er spürt das Leben zu stark, die Kunst soll es abkühlen; es kommt ihm zu nahe, sie soll es entfernen. Wir verschmachten nach dem uns immer entrinnenden Leben, uns ist kalt, die Kunst soll uns erhitzen, sie ziehe das Leben heran. Er ist viel „reizsamer" als wir es sind. Er braucht Schutz vor den Reizen, sonst zerfleischen ihn die Hunde des Lebens: das ist seine Kunst. Aber unsere ist für erloschene Sinne, aus welchen sie die letzten Funken schlägt. Deshalb können sich die beiden nicht verstehen.

Wer Tasso für unsere Zuschauer inszenieren soll, muß also eigentlich die goethische Form auftrennen. Wenn ich mir vorsage, was im Tasso geschieht, ist es sehr aufregend. Gelingt es mir, dies den Zuschauer spüren zu lassen, so wird das Stück auf ihn wirken. Dieselbe Handlung, in derselben Reihe, an denselben Menschen, aber mit den impulsierenden Versen, die wir jetzt gewohnt sind, und solchen Gebärden dargestellt, muß ihn erschüttern. Die Gebärden kann der Schauspieler bringen, aber es bleibt noch immer Goethes beschwichtigender, erkältender, entfernender Vers. Was geschieht mit diesem? (Dieselbe Frage, wie bei Shakespeare so oft, wo auch der Vers bisweilen, zum Beispiel im Lear auf der Heide, aus der Emotion reißt, statt sie, wie wir jetzt von ihm verlangen, zu vollenden.) Wir können ja das Wort nicht

Digitized by Google

ändern. Wie aber, wenn wir, statt die Gebärden aus den Worten zu bestimmen, jetzt diese vielmehr an jene zu passen trachteten? Goethe ist bisher immer aus den Worten inszeniert worden, also aus der Kälte. Geht man aber in seinen schöpferischen Zustand zurück, der von solchem Fieber war, daß er, um sich zu retten, eben in jene Kälte floh, so hat man den Ton, den wir brauchen. Er muß für uns aus seiner inneren Situation inszeniert werden. Diese gibt die Gebärden an und die Frage ist nun nur noch, ob man die Kraft hat, ihren Rhythmus so den Versen aufzuzwingen, daß diese eigentlich bloß noch wie vor innerer Fülle aufgeplatzte und sich nun ausrollende Gebärden wirken. Allerdings muß man dann fähig sein, den Vers ganz unlogisch, rein musikalisch und malerisch, bloß auf seinen Klang und seine Farbe hin, bloß als Mittel der Stimmung zu behandeln. Was heute vielleicht nur Kainz und Matkowsky können.

Zunächst faßt aber Kainz den Tasso ganz anders an. Es scheint: er will sich goethisieren. Dämpfen. Einkühlen. Abklären. Zur großen Linie hin. Was vor allem technisch sehr merkwürdig ist, aber doch mehr einen Tasso von Kaulbach gibt. Zwei Akte lang. Dann hält er es nicht mehr aus. Dann, im vierten, bricht plötzlich der Schauspieler los. Der Schauspieler wird Herr über ihn. Und jetzt spielt er: nicht die Worte, sondern den Zustand, den sie verhüllen. Zerreißt diese Hüllen. Sprengt alle Decken auf. Das ist das Geheimnis der ungeheueren

Digitized by Google

Wirkung, die er hier hat; er ſpielt hinter den Text zurück. In das Chaos vor der Form. Und fängt nun hier mit eigener Fauſt zu formen an. Alles wird neu, wir erkennen die Worte nicht mehr, jedes hat einen anderen Glanz, einen anderen Klang bekommen, ein Wunder iſt geſchehen.

Digitized by Google

Die Mutter.

Goethe war fünfundzwanzig Jahre alt, als Fritz Jacobi von ihm schrieb: „Goethe ist ein Besessener, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln ... Hiemit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung und Besserung in ihm möglich ist. Aber nicht anders ist sie ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt." Und als Goethe achtundvierzig Jahre alt war, schrieb Schiller über ihn: „Während wir anderen mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leise an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen." Immer ist es derselbe Vergleich, der sich den erstaunten, halb erschrockenen Freunden aufdrängt, immer ist es dasselbe Bild, von einem, an dem nichts menschliche Mühe oder die Anstrengung des Willens, alles das unabänderliche Walten einer tief verborgenen Kraft hat, der den Elementen mehr als uns Menschen gleicht, der außerhalb der Menschheit zu stehen scheint, näher an der Natur, mit ihr durch ein geheimnisvolles Band verknüpft, von welchem die anderen sich los-

Digitized by Google

geriſſen haben. Immer hören wir die Freunde in Angſt über ihn klagen, ſein Weſen habe keinen Plan. Er aber, in ſeinem vorſtrebend heiteren Sinn, läßt ſie ſchelten, läßt ſich gehen, bald feierlich wie ein Licht, bald amüſable wie ein Mädchen von Siebzehn, heute taciturn und wütig, morgen redſelig, übermütig und neckend, recht (ſeufzt die Herder) einem Chamäleon gleich und längſt, wie er's ſelbſt im Scherze nennt, ſchon in Erfurt, wenn die Leute glauben, er wäre noch in Weimar, und immer verändert, abgeworfene Häute hinter ſich, immer den verzagenden Freunden wieder entrückt, und immer doch, wie er's auch treiben und ſie verwundern und verwirren mag, bei ſich im ſtillen feſt gewiß, daß ihm gottgeführten Menſchen doch alles zuletzt zu Nutz und Frommen ausſchlägt und gedeihen muß, weil's eben nicht er iſt, der es macht, ſondern es macht ihn. Die Welt und alles Leben, eigenes und fremdes, jetziges und einſtiges, nahes und fernes, Wahrheit und Wahn, Offenbarung und Geheimnis, der Menſchen Art und das Wachſen der Pflanzen und die Verwandlungen der Tiere, der Steine tiefverborgen wirkenden Trieb und der Sterne ewig gleichgeſtellten Lauf ſaugt er mit ſeinen großen Augen ein und atmet's wieder aus, wie ein Quell, unterirdiſch verſammelt, plötzlich aus dem Felſen aufſpringt. So ſteht dieſer einzige Menſch ganz willenlos, ganz triebmäßig, ganz naturhaft vor uns da, und wir wiſſen nicht, ob es nicht eher ein ungeheures Tier iſt oder ein aus der Heidenzeit übriggebliebener Gott. Sein

Digitized by Google

Wunder lernen wir nicht aus, und je mehr es scheint, daß wir hoffen dürfen, uns ihm mit dem Verstande zu nähern, desto weiter finden wir uns unversehens wieder von ihm entfernt. Denn indem wir die höchste Kultur in ihm verehren, zu der sich jemals ein Deutscher herangebildet hat, und ihr nun in Ehrfurcht nachzufolgen gewillt sind, werden wir mit Schrecken gewahr, daß kein Weg des Gedankens zu ihm führt, weil ihn erkennen so wenig ihm nahekommen heißt, als der Astronom sich vermessen darf, selbst ein Stern zu werden, deshalb weil er einen ausgerechnet hat. Ja, diese einzige Naturbegebenheit, die Goethe war, auch nur zu begreifen, müssen wir immer wieder verzagen, wie doch auch er selbst mit einer hilflosen Verwunderung, mit einer nie verlöschenden Andacht vor dem Inkalkulablen, Inkommensurablen seiner Existenz stand und nicht müde wurde, das unerforschliche Geheimnis seines eigenen Lebens und wie er darin, einem Nachtwandler gleich, ahnend bis ans Herz der Natur drang, immer wieder mit dankbarem Erstaunen zu betrachten. Und wir folgen ihm und lassen nicht ab, seinem Werden nachzugehen und es nach dem Woher, Wie und Warum auszufragen, von welchen dieses Phänomen eines Menschen, der ganz Natur und dem die Kunst angewachsen war wie der Apfel am Baum, wie der Strahl an der Sonne, abzuleiten und vor unseren armen Verstand zu bringen wäre. Keinem glückt es. Jeder holt einen anderen Goethe her, tausend Goethe sind's, der Goethe ist's nie. Und auf unsere Fragen alle

Digitized by Google

gibt's zuletzt nur eine Antwort und nur sie klärt alles Geheimnis auf: er hat diese Mutter gehabt, die Frau Rath! Seht sie euch an und fragt nicht mehr! Seht sie euch an, und das Wunder ist aufgetan: er hatte ja die Natur zur Mama.

Auf den ersten Blick ist ein Gegensatz zwischen Mutter und Sohn, wie sich ein größerer gar nicht denken läßt. Scheint er ganz außerhalb der Menschheit zu stehen, so steht sie mitten drin, und wenn er über alle Begriffe sich von uns entfernt, so finden wir in ihr überall uns wieder, uns selbst, die allgemeine Menschenweise, freilich auf das reinste und vollkommenste dargestellt. Nichts ist in ihr, wodurch sie irgendwie von einer gesunden und vergnügten Bürgerin ihrer Zeit abstechen würde, nirgends sondert sie sich, Seltenes oder Seltsames hat sie gar nichts. Nie wundert man sich darüber, wie sie ist; eigentlich könnte man sich eher wundern, daß nicht jede so ist, und man hat auch insgeheim das Gefühl, daß jede gern so wäre, nur trifft's keine. Nichts Besonderes, nichts Gesuchtes ist an ihr, sie hat nur das Wesen der deutschen Frau zum Vorschein gebracht, ihr ist es halt geglückt, ganz Frau zu sein. Und wenn es sie so stolz machte, daß sie die Mutter Goethes war (man denke an die Begegnung mit der Staël), so scheint sie uns noch mehr nämlich die Mutter schlechtweg zu sein. In ihr wird, was alle Mütter sind und was nur nicht jede immer erreicht, zusammengefaßt und in Vollendung ausgeführt. Sie war eine deutsche Frau und eine gute Mutter,

Digitized by Google

weiter gar nichts, aber auf die höchste Art, als hätte Gott den Menschen einmal zeigen wollen und ein Beispiel davon geben, daß sie's sehen, was eine Frau und eine Mutter ist.

Eine Frau, mit allem was dazu gehört, mit dem wunderschönen Durcheinander, den sie haben. Leichtsinn und gutes Herz ist ihr Wahlspruch, sagte sie den Frankfurterinnen nach, und eine richtige Frankfurterin ist sie gewesen, leichtsinnig und gutherzig, jedem hilfreich bis zum Unverstand, und immer mit Trompeten und Pauken auf das Leben los, alle Welt traktierend, bei Bällen und Maskeraden, und immer muß Lärm und Lust um sie sein, kein Ungemach und keine Gefahr und kein Verlust kriegt sie klein, kriegt sie still. Dann aber auch so lebenstüchtig als lebenslustig, selbst die beste Magd im Haus, die erste auf, gleich nach den Kleidern und der Wäsche des Knaben zu sehen (denn „da hatte ich Ordnung zu stiften, da standen die Stiefel auf den feinen Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andere dort. Da schüttelte ich den Staub aus den Kleidern, legte frische Wäsche hin, brachte alles wieder ins Gleis"), und so nun den ganzen Tag treppauf, treppab, überall nach dem Rechten zu sehen, in Keller und Küche, dort nach dem berühmten Tyrannenblut, hier nach den feinsten Braten, und wieder hinauf, Spitzen zu klöppeln nach Brabanter Art, und wieder hinab, vom Händler ein musterhaft Stück Warndörfer Tuch oder einen großen Schal von der letzten Mode und

Digitized by Google

allerhand Judenkrämchen auszusuchen, den ganzen Tag auf ruhelosen Beinen, so eine, die wie der Blitz durchs Haus herumfährt, daß alles immer Angst hat, es schlägt einmal ein. Fromm, versteht sich, und zur rechten Zeit ein herzhaftes Gebet bei der Hand, und versäumt nie, für alles Gute, das kommt, Gott zu danken, und in allem Bösen, das droht, auf Gott zu hoffen, übrigens aber jedem Menschen gern sein Himmelreich lassend, „denn in der Himmelreichs Faberick habe nicht viel progressen gemacht, und bin sehr froh, wenn die Menschen es ohne mich finden". Und eine Plaudertasche, die sich nicht genug fabeln und faseln kann! Und ein Schleckermaul, das von Kastanien und gedörrtem Obst nie genug kriegt! Und eine Putzgredl, die sich kein Fähnchen versagen kann! Und mit heißem Kopf die gierigste Leserin von spannenden und rührenden Romanen! Und die rechte Theaternärrin gar, die sich ins Schauspiel und auch wohl einmal in den Schauspieler vergafft, wie sie denn, siebenundfünfzig Jahre alt, für den genialischen Phantasten Unzelmann, so eine Art Bonn von damals, lichterloh brennt; und rührend ist es, als er dann nach Berlin geht und sie von allen Wünschen scheiden muß, sie klagen zu hören, daß nun ihr „Märchen im Brunnen liegt und wohl schwerlich wieder herausgezogen wird". Solchen tiefergreifenden Ton hat sie manchmal, wie ein Volkslied fliegt's von ihren Lippen auf. Aber wie sich das Volkslied immer gleich wieder faßt und den Mut nicht fallen läßt, geht's auch bei ihr bergauf und bergab

Digitized by Google

durch aller Empfindungen Hügelland hin, und wenn ſie was freut, iſt es ſo ſtark, daß ſie gleich „deckenhoch" ſpringen möcht' und leicht „vor Freude und Wonne wie betrunken" wird und eine Zeit braucht, bis es ſich erſt „etwas zu Boden ſetzt und ihre Vernunft wieder zu Hauſe kommt", aber wird ſie dann einmal von ihrer „ſchwärmeriſchen Einbildungskraft" in Trübſal und Bitternis geſtürzt, ſo kann ſie auch ſentimental wie eine ſchmachtende Mamſell ſein: „Vor mich iſt alles vorbeh — mit mir iſt aus —" ſeufzt ſie, als Unzelmann nach Berlin geht. Nur dauert's bei ihr nicht lang, gleich hat ſie ſich wieder, und dann heißt's wieder: „Ach! Es gibt doch viele Freuden in unſeres Lieben Herr Gottes ſeiner Welt!" Fünfundſechzig Jahre iſt die Frau bei dieſem Freudenſchrei. Und wie's ihre Art iſt, dann oft plötzlich ein ſtockerndes Geſicht anzuſtecken und zwei Minuten philoſophiſch zu ſein, fügt ſie noch hinzu, den Geheimrat belehrend: „Nur muß man ſich aufs ſuchen verſtehn — ſie finden ſich gewiß — und das kleine ja nicht verſchmähen — wie viele Freuden werden zertretten — weil die Menſchen meiſt nur in die Höhe gucken — und was zu ihren Füßen liegt, nicht achten. Das war einmal wieder eine Brühe von Frau Aja ihrer Köcherreh. Lebe wohl!" Ja, darin war ſie groß, in dieſem Frauentalent, ſich aufs Suchen der Freuden zu verſtehen! Weil ſie nämlich mit ihrer Sehnſucht nicht in die weite Welt ging, ſondern ſich weiblich ans Nächſte hielt, aufs Nächſte bedacht, ans Nächſte, wo ſie zugreifen kann, angeſchloſſen,

Digitized by Google

und von allem abgewendet wo sie nicht helfen kann. „Wegen des Krieges wachsen mir auch keine grauen Haare — das was ich neulich an Ihnen schriebe — daß, wenn es in Weimar gut mit meinen Lieben geht und steht, mich das lincke und rechte Reinufer weder um Schlaf noch appetit bringt — ist noch heut dato meine Meinung." So schrieb sie ihrer lieben Tochter aus dem Kriegslärm, in der größten deutschen Not. Ist's nicht jeder Frau aus dem Herzen gesprochen? Und überhaupt geschieht's einem ja, daß, wenn man ihre Briefe liest, ihre Worte hört, ihr Wesen vernimmt, jeder an die Frau denken muß, die er lieb hat. Die hätte das auch sagen können, denkt man stets; sie würde sich nur vielleicht nicht trauen. Und das ist vielleicht das einzige, was die Mutter Goethes vor den anderen Frauen voraus hat: daß sie sich getraut hat. Wie sonst eine Frau nur ist, wenn sie sich unbelauscht glaubt oder unversehens einmal die Frauenart verrät, die doch immer verheimlicht und umgelogen und verstellt werden soll, so hat sich die Frau Rath ganz ungeniert gezeigt, mit der unbefangenen Sicherheit natürlicher Menschen, die sich nicht verbieten, so zu sein, wie sie sind, und das zu tun, was es sie treibt, weil das der liebe Gott verantworten soll, der's ihnen eingegeben hat, und die nun getrost alles aussprudeln, was in ihnen ist. Wie's ihr durch den Kopf fliegt, so fängt sie's ein; wie's ihr im Herzen sitzt, so muß sie sein. Weshalb man auch gar nie dazu kommt, einmal zu fragen, ob es recht ist oder nicht anders sein

Digitized by Google

sollte. Sie ist, wie sie sein muß, und zweifelt nicht und sagt zu sich Amen und Punktum. Und kann es und darf es, weil nichts an ihr je gehemmt oder umgebogen oder verstört worden ist: sie ist nicht erzogen worden, darum ist sie unverdorben geblieben. Ihr Glück war, der Schulmeister hat ihr gefehlt. Sie kann kaum recht schreiben, die Gedanken sind „schlecht gepackt, ohne Komma, ohne Punkt". Bettina hat gesagt: „Frau Rat, sie hat eine recht garstige Hand, eine wahre Katzenpfote," und klagt, daß sie niemals herauskriegen kann, was sie in ihren „chaldäischen und hebräischen Buchstaben" verzeichnet hat. Und sie selber gesteht: „Daß das Buchstabiren und gerade Schreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört — müßt Ihr verzeihen — der Fehler lage am Schulmeister." Dem fehlenden Schulmeister sollte man ein Denkmal setzen, ewiger als Erz.

Bettina, die zu ihren Füßen saß, lauschend, wenn sie vom Sohn erzählte, und ihr Knie ans Herz gedrückt, hat auch das tiefste Wort gesagt, worin ihr ganzes Wesen eingeschlossen ist: „Siehst du, was die alles gemerkt hat, was die die Mutterfreuden herzig und herzhaft genossen hat!" Dies war ihr Leben: herzig und herzhaft die Mutterfreuden zu genießen. Es ist das alte heilige Bild: die Mutter mit dem Kind. Ein ganz einfaches Leben war's und das einfachste Glück. Wie alle großen Dinge ganz einfach und keinem einzelnen besonders angehörig, sondern allen Menschen zugeteilt sind, aber freilich den meisten dann im Wirrsal verloren gehen. Eigentlich hatte sie nur eine

Digitized by Google

ungemeine Kraft, fürs ganze Leben das Gefühl festzuhalten, das jede junge Mutter mit dem Kind an der Bruſt entzückt. Dieſes im Grunde ganz animaliſche Gefühl, worin die junge Mutter die Seligkeit der Umarmungen fortzuſetzen und den ſchönſten Augenblick gleichſam zu verewigen ſcheint, hat ſie nie mehr ausgelaſſen.

Wir wiſſen genau, wie Goethe von ihr erzogen wurde; und es hat ſich ja bewährt. Er war ein wildes Kind und arger Streiche voll, und wenn er nun wieder was angeſtellt hatte und ſich darüber freute und lachte, dann, heißt es, „kam die Mutter dazu und lachte mit". Das war die Mutter Goethes.

Digitized by Google

Die Saat Goethes.

Unsere Jugend ist jetzt bei Goethe angekommen. Einen nach dem andern der neuen Autoren sehen wir zu ihm gehen, flehentlich heben sie die Hände auf. Otto Erich Hartleben hat sein Goethe-Brevier geschrieben, von Hauptmann weiß man, daß er es liebt in der letzten Weise Goethes zu reden, und unsere Wiener sind schon verspottet worden, weil sie, manchmal nicht ohne eine gewisse Pedanterie, sich goethisch zu betragen so beflissen sind. Seine teure Gestalt steht über unserem ganzen Sinnen und Trachten. Jeder kommt zu ihm, um sich seine Worte zu holen. Bei ihm beruhigen wir unsere Zweifel, unsere Hoffnungen bestätigen wir uns bei ihm.

Aber nun tritt ein junger Mann auf, Herr Franz Serwaes, und sagt sich öffentlich von Goethe los. Dies scheint der Sinn der merkwürdigen Broschüre „Goethe am Ausgang des Jahrhunderts"* zu sein. Sie ist in der unruhigen, enthusiastischen, immer aufgeregten Art des Autors geschrieben, der sich niemals genug sagen kann; Ordnung fehlt ihm, er läßt sich von jedem Gedanken ins Weite verlocken, springt hin und her, will

* Berlin. S. Fischer Verlag. 1897.

Digitized by Google

nicht verweilen, seine Rede hat keinen Duktus. Doch fühlt man, daß ihm jedes Wort aus dem Herzen kommt; es ist ihm immer ernst um seine Sache. In diesem Hefte scheint er sogar das Beste seiner Natur oder was ihm doch am wichtigsten ist, mit Leidenschaft zu verteidigen. Ja, das ist das Wort: verteidigen will er sich und will seine Existenz gegen Goethe behaupten. Hören wir an, mit welchen Gedanken er es tut.

Das eigentlich Goethische ist ihm die Bändigung des Dämonischen. Sein ganzes Leben sieht er „als ein großartiges Ringen mit dem Dämon" an: „Ihn niederzuzwingen und ganz seinem höheren Selbst gefügig zu machen, das war das heißerstrebte Ziel. Es wurde niemals völlig erreicht, aber doch so sehr, als es menschlicher Kraft überhaupt möglich ist. Bis schließlich die Alterskühle die Ringerglut kühlt und der greise Recke mit seinem Dämon gleichsam behaglich schalkhaft plaudert ... Wenn wir dem Urphänomen der Goetheschen Gesamtentwicklung getrost ins Auge blicken, so werden wir sagen dürfen: es bedeutet eine fortgesetzte Entwertherung. Den Geist Werthers sucht Goethe in sich los zu werden, das heißt weniger den Geist der Gefühlszerflossenheit und Sentimentalität — der war im Grunde ziemlich rasch überwunden — als vielmehr den Geist der Zügellosigkeit und quälenden Sinnlichkeit. Der aber steckte tief in seiner Natur. Er war sein Dämon." Nun wird dargestellt, welche Mächte er gegen jenen ausschweifenden Drang angerufen hat: die gute Sitte und die Sehnsucht

Digitized by Google

nach dem universalen Menschen. Der guten Sitte hat er im Egmont ein Denkmal gesetzt: „Indem hier, durch die leichte und glatte Beherrschung der guten Form, das Dämonische der ursprünglichen Naturanlage doch immer noch hindurchblitzt, äußert es sich als unwiderstehlicher Zauber der Versöhnlichkeit, als eine suggestive Gewalt, die Menschen und Herzen und beinahe das Schicksal zwingt. Es ist das die Dämonie der Liebenswürdigkeit, die aber nur dann zum Ausdrucke kommen kann, wenn die wilden und ungestümen Triebe zwar da sind, jedoch der Idee einer schönen Menschlichkeit sich gehorsam untergeschmiegt haben." Den universalen Menschen hat er von den Griechen genommen: das klassische Ideal hat ihn gelehrt, aus der Verworrenheit trüber Wünsche nach der helleren Region der Zucht und Mäßigung zu streben. So ein Streit des Dämonischen mit der Sitte ist sein ganzes Wirken gewesen. „Soviel Bedrohliches seine Natur auch im Keime enthielt, soviel Quietistisches, Beharrendes bot sie auf der anderen Seite." Daß dieses doch zuletzt zum Siege über jenes gekommen ist, das soll nun das eigentlich Goethische sein. Ist es unserer Kultur nützlich gewesen? Nun, „wir sehen heute diese Saat Goethes aufgegangen in üppiger Blüte: der Philister führt das große Wort in Deutschland". Das ist das Ende, wenn man das Dämonische an die Kette legt! Es erschreckt Servaes so, daß er sich beeilt, gegen den harmonischen Typus des Goethischen einen heroischen Typus des modernen Künstlers zu erheben. Er ruft vier

Digitized by Google

Männer an, denen es gemein sei, ungoethisch zu sein, Beethoven, Kleist, Schopenhauer und Nietzsche: „Der heroische Künstler strebt keine Versöhnung mit der Welt an. Er wirft der Welt den Fehdehandschuh hin und will lieber an ihr zugrundegehen als sich vor ihr beugen ... Man muß derartige Gegensätze natürlich ohne Moralität betrachten. Es sind Temperamentsunterschiede, nichts anderes. Und jedes ausgesprochene, in sich selbst ruhende Temperament erweist sich in seiner Weise fruchtbar." Er will also nicht sagen, sein Typus, der des tragischen Künstlers, der „Gegentypus", wie er ihn nennt, sei besser oder edler. Nein, er behauptet nur, dieser habe gesiegt und beherrsche die Heutigen. „Die Harmonie der Welt ist zerstört. Ihr Traum wurde zum letztenmal geträumt von einem Halbgott und der hieß Goethe. Die armseligen Schlucker, die ihn ihm nachträumen möchten, kommen entwicklungsgeschichtlich nicht in Betracht ... Goethe, der den Geist Werthers in sich selber besiegt hat, ist nach seinem Tode vom Geiste Werthers besiegt worden. Ein neuer Mensch ist auf den Plan getreten, von dem Werther ein erster Vorläufer war. Und dieser neue Mensch richtet sich ein, die Welt zu beherrschen und lebend auf dieser Welt zu verharren. Eine ungetrübte Harmonie zwischen ihm und der Welt ist unerringbar." Das ist das Resultat der Broschüre: weg von Goethe, sein Verhältnis zum Leben kann nicht das unsere sein. „Auf Goethe blicken wir zurück wie auf eine versunkene Welt der Schönheit, Kraft und wundersamen Harmonie.

Digitized by Google

Auf ſeiner ſeligen Inſel hin und wieder zu landen, das wird uns eine oft begehrte Stärkung ſein. Im übrigen müſſen wir es zu ertragen wiſſen, daß uns die Inſel nicht Kontinent ſein kann."

Es hat gar keinen Sinn über ſolche Dinge zu ſtreiten. Sie ſind keine Sache der Vernunft, die man beweiſen könnte, ſondern der Empfindung, die immer recht hat. Wer ohne Goethe leben kann, mag es verſuchen; auch ſoll er glauben, ſehr modern zu ſein — das kann man ihm gönnen. Wir hier in Wien ſind der Meinung, daß es mit dem Dämoniſchen nicht ſoviel auf ſich hat, lieber wollen wir dem Apoll huldigen. Goethe dienen zu dürfen, ſehen wir als das Höchſte an; wir möchten, daß ein Strahl von ihm auf uns falle. Wer unter uns klein iſt, wird es ja durch Goethe nur zum Philiſter bringen, da hat Gervaes ſchon recht, das ſpüren wir auch. Aber wir meinen: lieber reine Philiſter ſein als intereſſante Phantaſten, die immer im Streit mit Gott bleiben. Nein, ob wir groß werden oder klein ſind, das liegt nicht in unſerer Macht. Aber zur Ordnung in uns möchten wir kommen.

Digitized by Google

Goethisch.

Immer haben die Führer der Nationen, die Herren der Städte und Staaten getrachtet, die Gedanken der Wenigen, ihre Begriffe von Werten und Unwerten, ja ihr ganzes Gefühl des Lebens zu den Vielen zu leiten und immer ist es der Sinn aller Kultur gewesen, das Besondere allgemein zu machen, das schöne Werk oder die große Tat eines edlen Mannes im ganzen Volke fortleben und so den Einzelnen auf die Masse wirken zu lassen. Dies will jede Kultur, sie versucht es nur jedesmal anders, je nach ihrer Art. So die griechische Kultur dem merkwürdigen Begriffe gemäß, den die Griechen von Erziehung hatten. Die griechische Erziehung geht von einer feinen psychologischen Beobachtung aus, die zuerst ein wenig befremden mag, aber doch kaum zu leugnen ist: nämlich, daß, wer die äußeren Formen, die Gebärden einer Leidenschaft oder den sinnlichen Ausdruck eines Gedankens, seine Erscheinung auf einem Gesichte, an einem Körper nachahmend annimmt, daß dieser dadurch nach und nach eben jene Leidenschaft, eben denselben Gedanken und das ganze Wesen jener Formen bei sich im Innern anzunehmen wie von einer

Digitized by Google

geheimen Kraft gezwungen wird. Jeder kann an ſich ſelbſt die Probe machen, er verſuche es nur. Er ahme nur einmal die Gebärden, den Gang, die Haltung eines Zornigen oder eines Schwermütigen eine Zeit nach, und er wird ſehen, daß er dadurch ſelbſt unwillkürlich in Zorn oder Schwermut gerät; wie er äußerlich tut, wird er bald innerlich fühlen. Edgar Poë hat von einem Poliziſten erzählt, der, um die verſchloſſenen Gedanken und Pläne verdächtiger Leute zu erraten, ſich damit half, daß er ihre Weiſe zu gehen, zu ſitzen, den Kopf und den Körper zu halten genau beobachtete und dann ſelbſt ſolange auf dieſelbe Weiſe ging, ſaß und den Kopf oder Körper hielt wie ſie, bis er richtig auch wie ſie zu denken, wie ſie zu empfinden dadurch gezwungen wurde. Vielleicht hat das Gewand der Prieſter denſelben Sinn. Man zieht dem jungen Mönch ein Kleid an, das ihn fromm zu ſchreiten, ſich fromm zu halten und zu bewegen zwingt, weil die fromme Haltung mit der Zeit von ſelbſt zur frommen Geſinnung wird. Auf dieſe merkwürdige Macht des Äußeren über das Innere, der Form über das Weſen (die man nicht leugnen kann, wenn man ſie auch nicht überſchätzen darf) haben nun die Griechen ihre ganze Erziehung gebaut. Man kann ſie eine plaſtiſche nennen, indem ſie ſich bemühte, die Jünglinge an die Gebärden, den Gang, die Haltung, den königlichen Anſtand und die würdige Art der Weiſen, der Gut- und Schönen zu gewöhnen, vertrauend, daß ſie dadurch ſchon von ſelbſt, durch jene von außen nach innen

Digitized by Google

wirkende Kraft, weiſe, gut und ſchön werden würden. So geſchah die Bildung des griechiſchen Volkes: der Weiſe in ſeiner Stille hatte den großen Gedanken, die Gutundſchönen im erhabenen Verein das edle Gefühl; nun wurde der Gedanke, das Gefühl an die Künſtler gegeben, dieſe hatten ihre Form zu finden, ihren Ausdruck in einer Haltung des Kopfes, einer Biegung des Nackens zu geſtalten; dieſe Geſtalt wurde auf allen Plätzen ausgeſtellt, das Volk erblickte ſie, ahmte ſie nach und nahm ſo mit der äußeren Form von ſelbſt das innere Weſen an, eben jenen Gedanken des Weiſen, eben dies Gefühl der Gutundſchönen. Dieſelbe Bildung von außen finden wir in der Renaiſſance wieder. Auch die Renaiſſance glaubt, daß jede äußere Haltung ihre inneren Folgen hat, und wenn ſie (durch die Vorſchriften des Galateo und die Schilderungen des Cortigiano) die Menſchen nur dahin bringt, vornehm zu ſcheinen, ſo iſt ihr gar nicht bange, daß ſie es auch ſein werden. Wer ſich wie ein Großer ſtellt, wird dadurch ſelbſt groß, iſt auch ihre Maxime.

Es braucht nicht erſt geſagt zu werden, daß die Bildung von heute einen ganz anderen Gedanken hat. Sie will nicht von außen nach innen, ſondern unmittelbar gleich auf das Innere wirken, und zwar durch Wiſſen. Bildung iſt ihr Wiſſen, Kenntniſſe will ſie geben. Die Zeit, aus der ſie ſtammt, hat ja geglaubt, Alles aus dem Geiſte zu kurieren. Durch ein ſchlechtes Wiſſen erklärte jene Zeit der Rationaliſten jedes Laſter des

Digitized by Google

Menſchen, jedes Unglück der Nation und jedes war durch ein beſſeres Wiſſen zu heilen. Der beſſer Wiſſende war ihr auch der beſſer Handelnde; den Einzelnen, wie die Nation, wollte ſie zum Schulmeiſter ſchicken. Von äußerem Anſtand, guten Sitten und der Nachahmung ſchöner Gebärden, die die Griechen und die Renaiſſance gepflegt hatten, hielt ſie nichts. Wiſſen war ihr Alles. Unwiſſend zu ſein, wurde jetzt eine Schande (eine den Griechen und der Renaiſſance ganz fremde, ja unverſtändliche Meinung). Unwiſſend und ungebildet wurde jetzt dasſelbe. Bildung wurde eine Sammlung von Kenntniſſen: das Volk bildet, wer Kenntniſſe im Volk verbreitet. Das iſt der neue Begriff ſeit etwa hundert Jahren. Er wirkt auch in unſeren „Volksbildungsvereinen" noch nach. Durch ſie iſt ohne Zweifel das Wiſſen unſeres Volkes ein beſſeres geworden; reichlich haben ſie Kenntniſſe ausgeſtreut. Daß dies recht, daß es nützlich, ja daß es notwendig war, wird niemand beſtreiten. Die Frage iſt, ob inzwiſchen unſer Begriff der Bildung nicht ſchon wieder ein anderer geworden iſt. Iſt er das, reichen wir mit dem bloßen Wiſſen nicht mehr aus und zeigt es ſich, daß wir jetzt die Bildung des Einzelnen anders verſtehen, als man ſie ſeit hundert Jahren verſtanden hat, ſo wird auch die Kultur des Ganzen, die Bildung des Volkes andere Mittel und eine neue Form verlangen müſſen.

Was iſt uns Bildung? Was fordern wir von einem Manne, der gebildet heißen will? Was fordern wir von einem Volke, um ihm Kultur zuzuſprechen? Wiſſen?

Digitized by Google

Kenntniſſe? Bloß Wiſſen und Kenntniſſe? Ich glaube nicht, daß ſie uns genügen. Es kommt mir vor, als ob wir keinen ſolchen Reſpekt vor dem bloßen Wiſſen mehr hätten. Hört man bei den Menſchen ein wenig herum, wie ſie urteilen, was ſie ſich wünſchen, ſo ſcheinen es heute doch andere Werte zu ſein, die uns beſtimmen. Wir achten nur, was uns zum Leben hilft, was uns kräftiger, raſcher und entſchloſſener im Handeln, freudiger, reicher und dankbarer im Genießen macht, was uns eine Kraft im Tun und Leiden gibt. An dieſer meſſen wir, nach dieſer ſchätzen wir die Dinge. Auf ein ſchönes Sein, auf ein großes Tun iſt unſer Trachten geſpannt; das bloße Wiſſen, das leere Denken will uns nicht mehr genügen. Was nicht in uns ſelbſt zu eigenem Leben werden kann, mit uns verwachſend, bedeutet uns nichts mehr. „Wir ſind es müde, mit Geſchaffenem und Gemachtem abgefunden zu werden: wir wollen Gebornes, um mit ihm zu leben, Du um Du", hat Paul de Lagarde geſagt; dies iſt das große Geheimnis unſerer Sehnſucht. Wir wollen nichts Fremdes mehr in uns haben, wir wollen uns Alles aneignen! Was helfen uns Kenntniſſe? Wir wollen Erlebniſſe. Das Erlernte iſt ohne Kraft, nur das Erlebte kann wirken. Das aber begehren wir, das Wirkende; nur das wollen wir gelten laſſen. Nicht auf das Kennen vieler Dinge, nein, auf das Können des Lebens nur kommt es an! Daß wir etwas wiſſen, hilft uns nicht, wenn es nicht wirkend, ſchaffend, zeugend in uns lebt, wenn es nicht unſer Organ wird,

Digitized by Google

ein Glied von uns, eine dritte Hand, ein neuer Sinn, wenn es nicht unser ist. Das wollen wir: nicht Schulden fremder Kenntnisse, sondern eigenen Besitz lebendiger Kräfte, die uns so gehorchen, so dienen können, so gewiß und treu sind, wie Auge oder Ohr an unserem Leibe. Das nur macht uns Bildung aus. Große Gedanken, edle Gefühle wollen wir nicht bloß „wissen", sondern ihnen wie unseren Händen gebieten, über sie verfügen können. Es genügt uns nicht, daß sie unser Eigentum, unsere Sache, sondern sie sollen unsere Natur, eine Verlängerung und Erweiterung (wenn man so sagen darf) unserer Person werden. Wie wir uns das denken, ist freilich schwer in Worten auszusprechen. Aber wir haben Beispiele, das große vor Allem: Goethe! Von ihm wissen wir, daß ihm das Wachsen und Werden der Pflanzen, die Verwandlungen der Tiere aus bloßen Begriffen zu so lebendigen Gefühlen geworden sind, als wenn er sie an sich selbst erfahren, in sich selbst erlebt hätte, wie Regungen der eigenen Seele, Vorgänge in seinem Innern. Ja, er hat es sogar mit Menschen nicht anders gemacht. Nicht bloß Begriffe, sondern fremde Menschen hat er sich so angeeignet, daß sie ein Stück seiner Natur, wie ein Teil von ihm selbst geworden sind. Der Kanzler Müller erzählt einmal, wie eine polnische Virtuosin, Frau Marie Szymanowska, die Goethen sehr gefiel, sich von ihm verabschieden kam. Als nun „unter mancherlei ausgebrachten Toasten auch einer der Erinnerung geweiht wurde, brach er mit Heftigkeit in die Worte aus: Ich

Digitized by Google

ſtatuiere keine Erinnerung in eurem Sinne, das iſt nur eine unbeholfene Art, ſich auszudrücken. Was uns irgend Schönes, Großes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erſt von außen her wieder er—innert, gleichſam er—jagt werden, es muß ſich vielmehr gleich von Anfang her in unſer Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neueres, beſſeres Ich in uns erzeugen und ſo ewig bildend in uns fortleben und ſchaffen. Es gibt kein Vergangenes, das man zurückſehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das ſich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen geſtaltet, und die echte Sehnſucht muß ſtets produktiv ſein, ein neueres Beſſeres zu erſchaffen. Und," ſetzte er mit großer Rührung hinzu, „haben wir dies nicht Alle in dieſen Tagen an uns ſelbſt erfahren? Fühlen wir uns nicht Alle insgeſamt durch dieſe liebenswürdige, edle Erſcheinung, die uns jetzt wieder verlaſſen will, im Innerſten erfriſcht, verbeſſert, erweitert? Nein, ſie kann uns nicht entſchwinden, ſie iſt in unſer innerſtes Selbſt übergegangen, ſie lebt in uns mit uns fort und fange ſie es auch an, wie ſie wolle, mir zu entfliehen, ich halte ſie immerdar feſt in mir!" Hier iſt rein und faßlich ausgeſprochen, was jetzt dunkel in uns drängt: daß nur das gelten ſoll, was unſer geworden iſt, was uns gehört, was wir nicht mehr verlieren können. Dies iſt uns Bildung: kein Beſitz von Kenntniſſen, ſondern die innere Kraft, immer mit aufnehmender Seele bereit zu ſein und ſich aller Erſcheinungen des Lebens zu bemächtigen. Goethe, dann Schopenhauer, Wagner, Nietzſche

Digitized by Google

und Paul de Lagarde, zuletzt der edle Moriz von Egidy haben für diesen neuen Begriff der Bildung gewirkt. „Kunst und Wissenschaft nicht mehr neben unserem Leben, unser Leben selbst!" hat Egidy einmal ausgerufen. Das ist es! Das nur ist uns wert, Bildung zu heißen, des Einzelnen, wie des Volkes.

Eine Kraft, die den Menschen fähig macht, sich aller Erscheinungen des Lebens für sich selbst zu bemächtigen! Ja, wie gibt man ihm die? Wo nimmt man die her? Nichts soll dem Menschen mehr fremd sein, Alles soll sein Eigen werden, indem es mit ihm verwächst. Aber wie? Wie geschieht das? Indem man ihm reinere und stärkere Sinne gibt! Damit wird jede neue Erziehung beginnen müssen: die Menschen rascher im Erfassen, gewaltiger im Erhalten zu machen, ihnen hellere Augen, schärfere Ohren, neue Organe zu geben, die auch das Leiseste noch empfangen, das Leichteste noch bewahren können. Wer einen Menschen bilden will, der wecke und reinige und schärfe seine Sinne. Wer es ein Volk will, der lehre es sehen, lehre es hören, lehre es spüren. Man gehe nur einmal mit einem unserer „Gebildeten" in einen Wald, wenn die Sonne scheint, wenn die Vögel singen, und frage ihn, was er sieht und hört — man wird erschrecken: er sieht nicht, er hört nicht, ihm glänzt das Licht umsonst, ihm tönt der Wald umsonst, er ist blind, er ist taub, er hat es ja nie gelernt, nicht sehen und nicht hören gelernt, mit dumpfen Sinnen geht er in einer ewigen Nacht dahin! Wecken wir ihn auf, geben

Digitized by Google

wir ihm das Licht, laſſen wir ihn endlich das Leben fühlen, das groſſe, herrliche Leben!

Seien wir aufrichtig: wieviele „Gebildete" gibt es denn, die fähig ſind, ein Bild zu ſehen, ein Gedicht zu hören, die Schönheit eines Werkes, ſei es der Natur oder eines Künſtlers, rein zu empfinden? Wir haben es ja nie gelernt. Wir haben alle weder ſehen, noch hören, noch empfinden gelernt, immer nur wiſſen. Immer nur Kenntniſſe, tote Daten hat man uns gegeben — und rings iſt die lebendige Natur, rings iſt die lebendige Kunſt, rings iſt überall Leben! Machen wir dem Volke die Augen und die Ohren und alle Sinne auf, lehren wir es ſehen, hören, fühlen, und es wird ſtark und froh ſein, und es wird erſt leben. „Kunſt und Wiſſenſchaft nicht mehr neben unſerem Leben — unſer Leben ſelbſt!"

Digitized by Google

Die Kleinen.

Bei Reclam* ist jetzt ein Bändchen erschienen, die Briefe enthaltend, die der jüngere Heinrich Voß in seiner Weimarer Zeit an Freunde geschrieben hat. Über seinen Verkehr mit Goethe und Schiller spricht er sich in einer herzlichen, ein bißchen geschwätzigen, manchmal recht einfältigen Art und nicht ohne eine wunderliche Gravität aus. Den Zauber ihres gewaltigen und reinen Wesens lassen gerade diese Schilderungen eines Pedanten mit unbeschreiblicher Macht vernehmen. Wir dürfen ihrem milden Walten zusehen, wie es täglich war. Wir sehen Goethen, wenn er lustig ist, noch eine besondere Flasche holen und der Nachbarin ein Küßchen entwenden; oder er liegt in seinem weißen, über der linken Schulter ein klein wenig zerrissenen Nachtjäckchen auf seinem Zimmer und liest mit seiner großen weichen Stimme vor. Wir sehen Schiller auf der Maskerade mit Studenten zechen, bis der graue Morgen kommt und der „unendlich teuere

* Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem jüngeren. Briefauszüge in Tagebuchform, zeitlich geordnet und mit Erläuterungen herausgegeben von Dr. Hans Gerhard Gräf. Leipzig; Verlag von Philipp Reclam jun.

Digitized by Google

Herr Hofrat" einen bedenklichen Spitz hat; oder er kriecht auf dem Boden mit seinem Knaben, dem kleinen Karl herum und sie spielen Löwe und Hund. In dieser lässigen Art, sich der Minute hinzugeben, wird erst ihre ganze Größe offenbar und wir fühlen, daß es das Höchste ist, aus seinen Verzückungen und Ekstasen einen Schimmer in die tägliche Existenz zu bringen. Momente der Erleuchtung mag jeder einmal haben; aber nur, wer die Kraft hat, ihre Geschenke zu bewahren und mit sich durch das Leben zu tragen, ist groß.

Der gute Heinrich Voß hat Goethe schon als Knabe gesehen, als Student ist er in Jena gewesen, seit 1804 wurde er Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium zu Weimar. Besondere Gaben hatte er wohl nicht. Diese braven Leute, die wir bei Goethe finden, sind alle mehr durch ihren guten Willen als durch irgend eine Kraft bemerkenswert. Wir wundern uns eigentlich, daß Goethe in ihrer Nähe nicht manchmal ungeduldig geworden ist; aber er hatte die Maxime, „jeden Menschen in seiner Haut zu lassen". Mit einer unbegreiflichen Güte sehen wir ihn sich zu diesen mühsamen und unvermögenden Menschen aufs liebreichste neigen; es ist rührend, und doch nicht ohne leisen Verdruß wird man denken, wie viele Stunden seines teueren Lebens der Große an die Kleinen hingegeben hat. Warum hat er das getan?

Wir wollen den Fall Plessing betrachten. Man erinnert sich, wie er ihn in der Campagne erzählt. Er bekommt eines Tages, von Wernigerode datiert, Plessing

Digitized by Google

unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft zugesendet, in dem ein problematischer Jüngling sich abquält und bei guten Anlagen und den besten Absichten doch zu keiner inneren sittlichen Beruhigung gelangen kann. Der frische und herzliche Ton weckt seinen Anteil, wenn er sich auch manchen bedenklichen, ja unangenehmen Zug nicht verhehlen kann. „Da ward mir denn nach jenem Zeitsinn der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für rätlich. Ich hatte mir unter bekannten Umständen schon eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet, die, anstatt mit mir auf meinem Wege einer reineren höheren Bildung entgegenzugehen, auf dem ihrigen verharrend sich nicht besser befanden und mich in meinen Fortschritten hinderten. Ich ließ die Sache indessen hängen, von der Zeit irgend eine Vermittlung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten kürzeren, aber auch lebhafteren, heftigeren Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklärung drang und sie ihm nicht zu versagen mich feierlichst beschwor. Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Fassung; die zweiten Blätter gingen mir so wenig wie die ersten zu Herzen, aber die herrische Gewohnheit, jungen Männern meines Alters in Herzens- und Gewissensnöten beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen." Man liest nun, wie er bald die Gelegenheit wahrnimmt, als eine Jagdpartie auf wilde Schweine unternommen wird, sich von der Gesellschaft zu trennen und auf der anderen

Digitized by Google

Seite allein durch den Harz nach Wernigerode zu reiten, wo es ihm denn nicht ſchwer wird, ſeinen Herrn Pleſſing als den Sohn des Superintendenten zu finden, für ſeinen Fleiß im Städtchen geſchätzt, aber wegen ſeiner finſteren Laune und eines unfreundlichen Betragens getadelt. Goethe gibt ſich nicht zu erkennen, ſondern ſtellt ſich als Maler vor und will nun in dieſer Rolle das Leiden des aufgeregten Jünglings beſchwichtigen und heilen. Er rät ihm, ſich aus einem ſchmerzlichen, ſelbſtquäleriſchen, düſteren Seelenzuſtand durch Naturbeſchauung und herzliche Teilnahme an der äußeren Welt zu retten. Aber dieſe Hilfe weiſt Pleſſing ab, alle „propädeutiſchen Wendungen" ſind umſonſt. Die beiden Männer ſcheiden friedlich und ſchicklich, doch iſt Goethe entſchloſſen, den Jüngling nicht wieder zu ſehen und kann auch ſpäter, als dieſer nach Weimar kommt, „ſein heftiges Begehren nach leidenſchaftlicher Freundſchaft und innigſter Verbindung nicht erwidern". Er unterläßt es nicht, ihm einige reelle Dienſte zu leiſten, aber er nimmt ſich ſeiner nicht mehr an; ja die Bücher, die ihm der junge Verfaſſer zuſchickt, mag er nicht einmal leſen, er iſt fertig mit ihm.

Dieſen Fall Pleſſing muß man nachdenklich betrachten, wenn man Goethe verſtehen und ſeine Abſichten mit den Kleinen einſehen will. Welche Güte! Er reiſt zu einem fremden Menſchen hin, der ihm doch nichts geben kann, und iſt bereit, ihm zu helfen. Er will ſich um ihn bemühen, wie er ſich um Voß und Eckermann

Digitized by Google

bemüht hat. Hätte er an dem Jüngling einen guten Willen und jene Sehnsucht nach dem Schönen gefunden, so hätte er ihn in seine Welt geführt und nicht abgelassen, ihn sanft gewaltsam mit sich zu ziehen. Aber als er ihn trotzig und von unreinem Wesen findet, wendet er sich von ihm ab. Das hat er nicht ertragen können; „Leidenschaft, Verworrenheit, dumpfes Treiben" hat er gehaßt. Dieser Plessing ist gewiß „interessanter" als der bedächtige Eckermann und der scheue Voß gewesen. Aber Goethe hat von den „interessanten" Menschen nichts gehalten. Man erinnere sich, wie er Kleist liegen ließ, weil er unrein und ohne Ordnung war, und man lese nach, was er über Tycho de Brahe geschrieben hat: „Einen von den beschränkten Köpfen, die sich mit der Natur gewissermaßen im Widerspruch fühlen und deswegen das komplizierte Paradoxe mehr als das einfache Wahre lieben und sich am Irrtum freuen, weil er ihnen Gelegenheit gibt, ihren Scharfsinn zu zeigen." Mit der Natur entzweite Menschen hat er nicht ausstehen können. Helle, klare Wesen wollte er bei sich haben. Diese hat er, wie unkräftig und gering sie waren, auf das innigste gehegt. Er hat eben nicht auf das Einzelne gesehen, sondern dem Ganzen dienen wollen. Er wollte eine Kultur um sich schaffen; das scheint ihm sogar wichtiger gewesen zu sein als seine Schauspiele oder Verse, sonst hätte er von diesen nicht oft so merkwürdig gelassen gesprochen. Das Werk hat ihm nicht viel gegolten, aber er hat getrachtet, Menschen zu bilden, die seinen Geist aufbewahren könnten.

Digitized by Google

Was würde denn die Tat des Größten vermögen, wenn sich nicht ihr Sinn, ihr Wesen den Anderen mitteilen, unter ihnen fortwirken und bei ihnen bleiben kann? Deswegen hat er die Kleinen so geliebt, weil sie Träger und Leiter von Kultur sind.

Er hat einmal an die Stollberg geschrieben: „Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit." Das ist ihm das Wichtigste gewesen: Das Ewige soll den Menschen jeden Augenblick gegenwärtig bleiben. Er wünschte, daß immer das Schöne auf Erden geschehen soll, und wenn die gewöhnlichen Leute ihren Verrichtungen nachgehen, soll es doch im Licht der Ewigkeit sein. Das nennen wir Kultur. Aber wie können wir sie zu den Menschen bringen? Im tiefen Walde stehen die großen Künstler als herrliche Brunnen der Ewigkeit da; es ist schön, wie sie brausen und sprudeln, aber die Quellen fallen zur Erde hin und verrinnen. Wir möchten sie in treuen Gefäßen, Eimern oder Röhren auffangen und bewahren, damit dann die armen Leute herbeikommen und sich zum Segen anspritzen können. Stehen solche Becken oder Vasen der Schönheit im Lande, dann kann das Volk hingehen und sich sein Labsal schöpfen. Als solche Vasen hat Goethe die Kleinen hinstellen wollen. Die törichten Menschen des bloßen Verstandes können das nicht verstehen. Sie lachen ihn aus, daß er sich mit Kleinen umgeben hat, und begreifen nicht, daß er sie brauchte, um durch sie in die Nation zu rinnen.

Digitized by Google

Was Goethe damals in Weimar wollte und was ſpäter edlen Jüdinnen in Berlin gelang, das möchten wir jetzt in Öſterreich verſuchen. Vielleicht geht es noch nicht; es kann ſein, daß die Zeit noch nicht gekommen iſt. Nun, dann werden wir doch in einem ſchönen Wahn gelebt haben. Wir möchten, daß unſere Nachkommen eine öſterreichiſche Kultur vorfinden ſollen. Darum fragen wir in den guten Zeiten der Menſchheit nach, hören ihre Taten und Werke an und wollen aufnehmen, was jemals groß geweſen iſt. Seine Gefäße wollen wir ſein, das Volk ſoll aus uns ſchöpfen können. Größer können wir uns nicht machen, als wir ſind, aber verzagen wir nicht: in unſerer Not können die Kleinen, ſich redlich bemühend, Wunder wirken.

Digitized by Google

Der Unſterbliche.

Samuel Butler hat einmal geſagt, das, was wir ſelbſt von unſerem Leben kennen, ſei der geringere Teil davon, den beſſeren kennen andere, wir ſelbſt aber nicht, denn unſer wahres Leben bringt uns erſt der Tod. Daß wir dann erſt erwachen, klingt ibſeniſch, und frommen Gedanken iſt es vertraut, aber Butler meint's anders, er denkt an keinen Himmel, ſondern auf unſerer geliebten Erde ſelbſt geht für ihn, wenn der Tod unſeren Leib fortgetragen hat, eigentlich erſt unſer wahres Leben an. Steht nicht irgend ein braver Schulmeiſter, der längſt im ſtillen Grabe ſchläft, immer noch tätig ſeinen Schülern bei, hält hier einen Verwegenen zurück, der ſich ſchon ins Grenzenloſe verlieren will, treibt dort den Zaghaften an, der ſich nicht entſchließen kann, dies alles bloß durch die Kraft der Erinnerung an ein gutes Wort, das er zur rechten Zeit einſt dem kindlichen Herzen anvertraut hat? Aber, wendet man ein, der Tote weiß ja davon nichts und ſo hat er auch nichts davon; ein Leben aber, das uns nicht bewußt wird, iſt für uns keins. Wirklich? Ja wie viel von dem, was wir bei Lebzeiten erleben, wird uns denn eigentlich bewußt? Gehört einem großen

Digitized by Google

Krieger von dem Leid, das er über die Menſchen bringt, nur gerade ſo viel, als er ſelbſt mit eigenen Augen davon geſehen, mit eigenen Ohren noch hinter ſeinem ſtampfenden Pferd nachheulen gehört hat? Lebt er nicht auch in den Flüchen, die in die leere Nacht hinaus verhallen? Lebt er nicht in allen Schrecken der Enkel fort, wenn längſt der Stein, der ſeine Taten nennt, verwittert oder mit Blumen zugewachſen iſt? Nehmen wir einen, der ſein junges Leben für den Glauben ließ, irgend einen Blutzeugen für eine politiſche Hoffnung. Daß er in die Schule ging, von Helden träumte, ſich einer Tat verlobte, ſeine Sehnſucht zu erlöſen, aber bevor er ſie vollenden konnte, verraten, vor ein eiliges Gericht geſtellt und in den Tod getrieben wurde, ſoll das nun ſein ganzes Leben ſein? Wenn er aber dann durch ſein Opfer tauſend Herzen aufſchlagen macht, tauſend neue Taten erweckt, plötzlich überall Freunde findet, die der Lebende niemals gekannt hat, gleichſam handelnd mitten unter ſie tritt, ihnen Mut macht und den Weg weiſt, von allen Seiten Kraft um ſich verſammelt und ſo vielleicht Völker weckt, Throne ſtürzt und die Landkarte verändert, dieſen viel größeren, weiteren, tauſendmal lebendigeren Kreis ſeiner fortwirkenden Tat wollten wir mit dem ſchwarzen Tuch dieſes kalten Namens Tod bedecken? Was heißt denn Leben, als daß einer ſich ausſtreckt, mit ſeinem Atem die Welt erfüllt und ſie nach ſeinem Bilde formt? Wie klein würde doch alles, was wir wirken und ſchaffen, wenn nur gelten ſoll, was der

Digitized by Google

Schaffende, der Wirkende selbst davon weiß! Mir hat einmal ein junger Mensch erzählt, er sei von eigener Schuld mit unverdienter Not zusammen einst so tief bedrückt gewesen, daß er es schon nicht mehr ertragen können, und im Schatten dieser schlimmsten Stunde nur durch den Glanz einer unwiderstehlich beglückenden, kraftbringenden, alles durchleuchtenden Stimme noch gerettet worden. War das nun nicht eine von den Taten dieses Sängers? Seine Stimme hat den Verzweifelten am Kragen gepackt und herausgezogen, wie kräftiger Arm einen Ertrinkenden. Nichts kann aktiver gehandelt sein. Ich fragte den Jüngling, ob er den Sänger kenne, der Sänger es wisse. Nein, er kennt ihn nicht, der weiß es nicht. Ja noch mehr, es kam nun noch heraus, daß er den Sänger gar nicht, wie er mit einiger Verwirrung, ja Beschämung gestand, eigenmündlich gehört, sondern aus einem Grammophon. Und immer wieder seitdem, wenn er sich von Lebensangst bedroht und seine Kraft sinken fühlt, setzt er sich vor das Grammophon und läßt sich von jener Stimme wieder Erdenlust und Mut einblasen. Der Sänger lebt in einer ganz anderen Stadt als der junge Mensch, den er gerettet hat. Aber hört das deswegen auf, des Sängers höchst persönliche Tat zu sein? Und wie nun, wenn der Sänger damals, als seine durch das Grammophon wirkende Stimme den verlorenen Jüngling aus der Geistesnacht zog, wenn damals der Sänger selbst schon verstorben gewesen wäre? Wäre die Tat dann weniger sein? Oder wessen Tat

Digitized by Google

wäre ſie? Ein junger Menſch iſt gerettet worden. Wer hat ihn gerettet? Wer hielt ihn, zog ihn zurück? Kann ein Toter helfen, ein Toter tröſten, ein Toter retten? Sind Hilfe, Troſt, Rettung, die einen, der ſchon hingeſunken iſt, wieder aufrichten, ſind das nicht die höchſten Zeichen des Lebens? Es war aber nicht des Sängers Tat, wendet man ein, es war die Tat ſeines Geſangs. Kann ein Toter ſingen? Und wie wird es gar erſt in hundert Jahren ſein? In hundert Jahren tritt der Urenkel vielleicht in bangen Stunden an das Grammophon und holt ſich die Stimme des jetzt lebenden Ahnen heraus, um durch das fortklingende Wort einer längſt entſunkenen Vergangenheit den Unmut des Tages zu ſtillen und ſich zur Zukunft zu ſtärken; in hundert Jahren iſt ſo vielleicht ein ganz perſönlicher Verkehr mit Begebniſſen der Vergangenheit hergeſtellt, und der Enthuſiasmus ihrer großen Redner kann dann, ſo oft man ihn braucht, friſch abgezogen und jedem ins Haus geliefert werden. Wer mag heute ſchon ausmeſſen, wodurch alles noch der Techniker uns immer mehr dieſer höchſt irdiſchen Unſterblichkeit verſichern wird.

Vielleicht iſt jenes Stück unſeres Lebens, das wir ſelbſt bewußt mitmachen, nur ſozuſagen Einleitung, Aufſtellung, Vorbereitung, Farbenſkizze, Grundriß, Arrangierprobe, Vorübung oder wie man es nennen will, und wenn dann ſein Sinn aufgeht, wenn es reift, wenn unſer Leben ſich erfüllt, ſind wir ſelbſt nicht mehr dabei, es braucht uns dann gar nicht mehr, es iſt vielleicht

Digitized by Google

viel zu groß geworden für unser kleines Ich und so, um sich über die Welt auszudehnen, wirft unser eigenes Leben uns dann ab. Wann hat Goethe wahrhaft gelebt? Damals, als er allein saß, immer mit „einem stillen, traurigen Zug über der Seele", den Freunden entfremdet, vielen feind, allen seltsam, von wenigen gekannt, von keinem verstanden, der einsamste Mensch? „Man kann sich keinen isolierteren Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb", heißt es in der Campagne. Und ähnlich einmal zum Kanzler von Müller: „Der Meister belegt, in welcher entsetzlichen Einsamkeit er verfaßt worden." Und so schildert ihn Zelter: „Ich denke mir Sie, befallen von Ihrem alten Übel, einsam, brütend, sich selbst verzehrend." Und immer wieder dieselbe Klage, daß er „eigentlich immer allein stand". Keine Wirkung geht von ihm aus. „Man war im Grunde nie mit dem zufrieden und wollte mich immer anders, als es Gott gefallen hatte, mich zu haben. Auch war man selten mit dem zufrieden, was ich hervorbrachte. Wenn ich mich Jahr und Tag mit ganzer Seele abgemüht hatte, der Welt mit einem neuen Werke etwas zuliebe zu tun, so verlangte sie, daß ich mich bei ihr noch obendrein bedanken sollte, daß sie es nur erträglich fand." So schloß er sich immer mehr von ihr ab und gab es auf, „nach außen kummunikativ" zu sein. Und als er im hohen Alter einmal abrechnet, muß er bekennen: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen, auch will ich mich

Digitized by Google

nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten, allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt; es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte." Und dies wäre denn die Summe des größten Lebens, das sich unter Deutschen entfaltet hat?

Wie anders heute! Wenn dies Leben ist, daß einer wirkt, sich mitteilt, in andere Menschen eindringt, sie mächtig an sich zieht, sie zum Werkzeug seines Willens macht und sich zum Meister ihrer Werke, ihr Denken und Fühlen und Handeln, ihr Verhältnis zu sich selbst und zu den anderen, das Recht, das sie sich zumessen, und die Pflicht, die sie sich abfordern, bestimmt und so völlig ihr Schicksal wird, wenn dies das Maß des Lebens ist, dann ist unter uns heute niemand lebendiger als Goethe. Könnte man alle zerlegen, die jetzt in den Wissenschaften, den Künsten, den Weltgeschicken mächtig sind, und dann ihre Kräfte bestimmen, woher sie sie haben und wer es also eigentlich ist, der in ihnen, der durch sie wirkt, wer der Urheber ihrer ganzen Macht ist, man fände im Herzen jeder großen Begebenheit Goethe. Nehmt irgend einem, der heute mit an Gegenwart und Zukunft schafft, das weg, was er von Goethe hat, der eine durch Nachfolge, mancher wohl auch durch tätigen Widerspruch, die meisten ganz unbewußt — was bliebe von ihm übrig? In dieser allumfassenden, allbestimmenden

Digitized by Google

Macht über unsere Zeit findet Goethe nun erst sein wahres Leben ganz; er ist uns ein Mitlebender geworden, der große Ratgeber der Nation, dem jeder in Gewissensnöten seine Sorgen, seine Fragen bringt, der große Wegweiser, an dem jeder sich erst zu sich selbst findet. Wer ist unter uns, dessen Denken und Fühlen nicht irgend einen goethischen Zug, der von ihm nicht die Form oder doch irgend eine Färbung hat?

Sucht man nun aber, was es denn eigentlich sei, welches seiner Werke, welches große Stück seiner großen Tätigkeit, wodurch er sich der gesamten Nation in allen ihren Kreisen, ja noch weit über sie hinaus aller nachrückenden Menschheit in allen Ländern, wohin nur irgendwie jemals ein Abglanz oder Widerschall unserer Gesittung gedrungen ist, so andauernd bemächtigen konnte, so macht man seltsame Erfahrungen. Mir schien dies wohl einmal des Fragens wert, ich habe mich selbst darüber oft ausgehorcht, dann aber auch andere gern verhört, soviel ich nur konnte. Das Ergebnis war überraschend. Die meisten, und zwar gerade die, denen es zur Lebensnotwendigkeit geworden ist, täglich oder doch zu allen Stunden gesteigerter Existenz mit Goethe zusammen, ja man könnte, da dies für sie ja wirklich fast die beseelende Kraft einer Andacht hat, nach dem Sprachgebrauch der Frommen auch sagen: in Goethe zu sein, bekannten mir, daß sie keinem Werke eine tiefere Beruhigung, eine wärmere Beglückung und echtere Befreiung verdanken als seinen Gesprächen mit Eckermann,

Digitized by Google

wie sie dieser treue, durch redlich aufnehmenden Verkehr selbst mit der Zeit vergrößerte Mensch demütig stolz aufgezeichnet hat. Dann kamen in meiner Statistik die anderen Gespräche, wie sie von Biedermann gesammelt worden sind, und gleich neben ihnen die Briefe, beiläufig in dieser Folge: an Schiller, an Zelter, an die Stein, an seine Mutter und an Bettina. Wenn man sich auf Herumfragen bei Buchhändlern verlassen kann, so werden Goethes Briefe, in den Ausgaben von Philipp Stein und Eduard von der Hellen, auch in der neuen großen Publikation Richard M. Meyers, gar aber in den beiden billigen Bänden von Langewiesche heute viel mehr verlangt, als irgend eine der Dichtungen Goethes. Erst nach den Gesprächen und nach den Briefen, unter denen wieder die seiner Jugend, worin er sich ganz unmittelbar und noch ganz ungeformt hergibt, unsere Zeit am meisten anzuziehen scheinen, folgen dann seine Werke, und unter ihnen steht nach meiner privaten und deshalb freilich recht dubiosen Zählung heute sein eigenes Leben, von ihm selbst erzählt, mit der „Italienischen Reise" voran. Diesen zunächst der „Werther", der doch heute selbst bei ganz jungen Leuten kaum mehr ein inneres Entgegenkommen findet, aber eben auch wieder als ein fast unbekleidetes Selbsterkenntnis wirkt. Je mehr aber nun seine Werke von der Konfession abrücken und zum auf sich selbst ruhenden, in sich selbst geschlossenen Kunstwerkhin, desto geringer wird ihre Macht über den heutigen Leser, der also das Werk offenbar nur benützt, um zum

Digitized by Google

Dichter selbst zu kommen und dazu den kürzesten Weg sucht, seine Werke folglich um so lieber hat, je mehr sie Zeugnis von seiner Person ablegen oder, um mit ihm selbst zu reden, je besser es ihnen gelungen ist, „sein Individuum zutage zu fördern". Je mehr aber in einem Werk seine Person zurücktritt, desto weniger ist es dem heutigen Leser, und jenes, das, wenn man es an seinem eigenen höchsten Kunstgriff mißt, an dem letzten Kunstbegriff des reifen Goethe, der Vollkommenheit am nächsten kommt, „Die natürliche Tochter", die sich schon ganz über den Dunst des Augenblicks ins Ewige, vom Individuellen zum Typischen erhebt, so daß man sich darin wirklich, wie er es sich selbst einmal gewünscht hat, „über alles Irdische hinausgehoben fühlt und wahrhaft in dem Zwischenraum befindet, in welchem die Götter hin und her schweben", sie hat die kleinste Gemeinde. Wo er, nach den Schulbegriffen, ja nach seiner eigenen Lehre, am wenigsten Künstler ist, weil er noch kaum versucht, aus sich eine besondere Gestalt in ihrer eigenen Form zu ihrem eigenen Leben abzusondern, weil er noch nur so vor sich hindampft, wirkt er am stärksten, dadurch ist er bis zu den Enkeln vorgedrungen und unter uns tätig mithelfend und über uns herrschend geblieben bis auf den heutigen Tag. Die vollkommenen Kunstwerke des bewußten Künstlers aber liegen heute noch im Entzücken der Eingeweihten verborgen. Und so wäre das Ergebnis schließlich, daß ihn nicht sein Werk, sondern was er gewesen ist, zum Schicksal über

Digitized by Google

alles geistige und weltliche Leben seit hundert Jahren gemacht hat.

Es ist besser, darüber nicht nachzudenken. Denn hier scheint eine jener Wahrheiten versteckt zu sein, denen der Mensch nicht nachgehen darf, weil sie zum Abgrund führen. Die Sinnlosigkeit, die Nichtigkeit alles menschlichen Strebens wird dadurch kund, daß einer sich sein ganzes Leben lang eben um das am heißesten bemüht, was den Nachkommen dann nur ein Hindernis ist. Dies hat sich jetzt wieder gezeigt, an der ersten Form des „Wilhelm Meister". Überall, wo sie später von Goethe verbessert worden ist, bestand dies eigentlich immer darin, daß er gerade das aus ihr vertilgt hat, was uns den lieben Klang seiner eigenen Stimme ganz unmittelbar vernehmen läßt. Dem reifen Goethe war in der ersten Form die zufällige Person des Schöpfers, die Spur des Augenblicks zu stark, und so hat er gerade das ausgelöscht, was wir in seinen Werken suchen. Die Sinnlosigkeit alles menschlichen Strebens! Man darf nicht daran denken, denn wer will hoffen, sich zu behaupten, wenn er nicht mehr an einen tief verborgenen, aber unerschütterlichen Sinn unseres Lebens glauben kann? Ein Irrtum, der uns tätig und tüchtig macht, ist uns besser als eine lähmende Wahrheit, zu solchem Pragmatismus hat sich Goethe selbst immer bekannt, lange bevor dieser Name dafür erfunden wurde, und wir handeln ganz goethisch, wenn wir uns aus ihm unseren eigenen Goethe machen, wie wir ihn heute für uns brauchen, unseren Be-

Digitized by Google

dürfnissen gemäß, und dazu von seinen Werken weg oder durch sie auf den Menschen zurückgehen, auf den unverhüllten, auf den kunstlosen Goethe der Gespräche, der Briefe, des belauschten Augenblicks.

Schließlich kommt dies aber unversehens dann auch wieder den Werken selbst zugute. Ein ganz neues Verhältnis zu ihnen stellt sich her. Indem wir nun die Dichtungen aus den Briefen, Tagebüchern, Gesprächen belegen, geben wir ihnen den ganzen Dunst des Erlebens wieder, dem sie sich leuchtend entwunden haben; unter unseren Augen entstehen sie gleichsam noch einmal, und indem wir mit ihnen jetzt umgekehrt verfahren, als der Dichter verfuhr, und zu ihrem Anfang zurückkehren, sind wir sozusagen selbst dabei. Dazu bietet sich uns jetzt zur rechten Zeit eine neue Ausgabe Goethes an, des Münchener Georg Müller Propyläenausgabe in vierzig Bänden. Prachtvoll gedruckt, in alten, ernsten, klaren Typen, auf reinstem Papier, ohne modischen Zierat, ordnet sie das Werk Goethes zeitlich an und durchwirkt es mit den Bekenntnissen der Tagebücher und Briefe. Sie liest sich durchaus wie eine Biographie; Goethe selbst tritt überall vor, jede Dichtung wird zum Zeugnis seiner Person, wir sehen sie dem Dichter vom eigenen Leben zugetragen, sind dabei, wie sie Form gewinnt und erkennen sie wieder, wenn sie zuweilen, durch Reflexion oder Erinnerung verklärt, später noch einmal epitomatisch wiederkommt. Wir haben hier eigentlich zum erstenmal den ganzen Goethe lebendig vor uns; er spricht mit uns,

Digitized by Google

und ſein groſſes Auge blickt uns an. Wovon wir ſonſt nur die Frucht empfingen, das ſehen wir hier verſchwenderiſch ausgeſät, ſehen es keimen, ſehen die Verwandlungen, in denen es wechſelnd reift, immer gleich wunderbar und nun doch noch ganz anders unſer Eigentum, etwa wie wir den Apfel eines Baumes, den wir ſelbſt vor Jahren gepflanzt, in Unbilden ſchlechter Witterung treu gehegt und mit unſeren Hoffnungen, unſeren Befürchtungen von Tag zu Tag begleitet haben, bis er uns endlich die ſtandhaft erharrte Gabe reicht, wie wir den doch noch ganz anders beglückt genieſſen, als wenn uns einer auf dem Markt in Körben dargeboten wird.

Digitized by Google

Der ganze Goethe.

Goethes Geschichte wäre nun einmal zu schreiben: wie jede Generation ihm von einer anderen Seite beikommt, sich von ihm nimmt, was sie für sich brauchen kann, und ihn sich immer von neuem wieder adaptiert; jede hat sich ihren eigenen Goethe gemacht und wenn man diese Goethes nebeneinander stellt, ist es kaum zu glauben, daß alle von einem und demselben Menschen ausgegangen sein sollen.

Den Mitlebenden hat er sich immer wieder entzogen. „Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, dann bin ich schon in Erfurt", sagte er selbst einmal und nennt sich den „veränderten Freund". Sie konnten ihm nicht nachkommen; kaum glaubten sie ihn zu fassen, war er ihnen schon wieder verloren, er ließ sich nicht festhalten. Die Freunde des „Götz" erkannten ihn im „Tasso" nicht wieder, die Treuesten schraken vor der Farbenlehre zurück, bald war er wirklich der einsame Merlin im leuchtenden Grabe. Er ist nicht mehr ernst zu nehmen, er treibt es zu arg, klagte schon Karoline Herder, einer nach dem anderen stimmte bald traurig bei. Er war ihnen so weit voraus, daß sie meinten, ihn über-

Digitized by Google

holt zu haben. Der Berliner Kreis geiſtreicher Jüdinnen allein hütete ſein Andenken noch. Auch ſie verſtanden, erkannten ihn nicht, doch fühlten ſie das ungeheure Geheimnis und hegten es in Ehrfurcht. Dann kam gar ein vorwitziges Geſchlecht, ganz dem Tage zugetan, das ſich vermaß, die Menſchheit durch „Verfaſſungen" zu heilen; der Dichter galt nur noch als Lieferant von Zitaten für Feſtredner in Turnvereinen und politiſchen Liedertafeln, dazu fand ſich in den „Wanderjahren" und im „Fauſt" wenig. Sie wußten mit dem „kalten" Goethe nichts anzufangen. Allmählich wurde der von dem „heiteren" Goethe abgelöſt, dem Olympier, der eine gewiſſe Ähnlichkeit mit Heyſe, ja mit Paul Lindau bekam, ein freies Kind der Welt, hoch über dem Menſchenleid beſchaulich thronend; den marmornen Goethe nannte man ihn, er war aber doch mehr aus Gips. Das beſte taten für ihn noch in aller Stille die verkannten, unrecht geſchmähten Goethephilologen: ſie trugen mit deutſchem Fleiße das Material zuſammen, nun mochte ſich ein neues Geſchlecht ſeinen Goethe daraus aufbauen, und jedes folgende wieder, das Material iſt da, Goethe kann uns jetzt doch nicht mehr ganz abhanden kommen; und er hat ja Zeit, er wartet. Oder ſoll Nietzſche recht behalten, daß Goethe niemals den Deutſchen angehören wird?

In den Neunzigerjahren ging dem Deutſchen wieder auf, daß Goethe vorhanden iſt. Man kann das etwa von der preisgekrönten Schrift Richard M. Meyers datieren (deſſen kluges, auch wieder die Tatſachen unbe-

Digitized by Google

fangen verſammelndes Buch über Nietzſche jetzt vielleicht für dieſen ebenſo wirken wird, wenn es junge Leute beſtimmt, ihn einmal ohne Vorurteil und unbetört zu leſen). In den Neunzigerjahren kehrte ſich das Geſchlecht, das damals eben ins tätige Leben eintrat, Goethe zu und — ſah nun auch wieder nur ſich ſelber in ihm. Es entſtand der moniſtiſche Goethe, deſſen ſich dann ein Jahrzehnt lang die Oberlehrer ſo ſehr berühmten, bis ihm endlich Chamberlain den Garaus gemacht hat. Goethe, der die ganze Menſchheit enthält, enthält auch einen Moniſten, wie er die Griechen, das Rokoko und die Romantik, Voltaire, Kant und Herder, ja Schelling und Hegel, die Myſtik, den Pietismus und den Katholizismus enthält, aber alle zuſammen. Nimmt man aus dem Ganzen ein einziges Stück heraus, als ob es allein Goethe wäre, ſo fälſcht man ihn, indem man ihm ſein Leben nimmt, das eben in dieſem Zuſammenhang ſeiner ſämtlichen Stücke, wie ſie ſich bedingen und einander auch wieder begrenzen und eins das andere ſo beleuchten als beſchatten, immer erſt entſteht.

Wenn ſich der moniſtiſche Wanderlehrer auf Fauſts Monolog in „Wald und Höhle" beruft („Erhabener Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir alles"), ſo vergißt er nur die Replik Mephiſtos, in der ſich der Katzenjammer aller moniſtiſchen Verzückungen auftut:

„Und Erd' und Himmel wonniglich umfaſſen,
Zu einer Gottheit ſich aufſchwellen laſſen,
— — — — — — — — — — — — —

In stolzer Kraft, ich weiß nicht was, genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verschwunden ganz der Erdensohn,
Und dann die hohe Intuition —
Ich darf nicht sagen wie — zu schließen."

Er vergißt, daß Goethe nicht Faust ist, sondern Faust und Mephisto zusammen, und er vergißt, daß der Monismus auch nur eine Phase Faustens ist, der steigt dann zu den Müttern hinab, dringt zur Tat auf freiem Grund mit freiem Volke durch und fährt, von Engeln getragen, zum Himmel auf. Für jeden Satz Goethes, der seinen Monismus beweisen soll, will ich mit fünf anderen seinen Dualismus erbringen: Niemand hat, als Kind, Mann und Greis, so stark Erdenreich und Geisterwelt einander suchen, verschränken, ja durchdringen, aber immer wieder einander verlieren, fliehen, ja befeinden gefühlt wie Goethe.

Es gibt kaum eine Meinung, für die man sich nicht auf Goethe berufen kann, gleich aber auch gegen sie, und ohne daß man ihn je so mit sich selbst widerlegen könnte, denn er hat nicht heute die eine, morgen die andere Meinung, und auch das trifft nicht zu, daß er beide Meinungen zusammen hätte, sondern immer deutet er damit nur auf ein Höheres hin, wovon die beiden, wovon alle Meinungen immer nur wieder ein Unzulängliches sind, das niemals Ereignis wird, wohin alle menschlichen Meinungen immer nur ein immer wieder versagendes Verlangen unserer immer von neuem ausgestreckten, immer von neuem abstürzenden Sehnsucht sind.

Digitized by Google

Er ist darum geneigt, mit seiner Hersilie von allen Sentenzen, Maximen, in die der Mensch die Wahrheit einzufangen versucht, zu finden, „daß man sie alle umkehren kann und daß sie alsdann ebenso wahr sind, und vielleicht noch mehr". Das heißt nicht, daß er an der Wahrheit zweifelt. Er verzweifelt nur daran, sie mitteilen zu können. „Buchstaben mögen eine schöne Sache sein, und doch sind sie unzulänglich, die Töne auszudrücken; Töne können wir nicht entbehren, und doch sind sie bei weitem nicht hinreichend, den eigentlichen Sinn verlauten zu lassen; am Ende kleben wir am Buchstaben und am Ton und sind nicht besser dran, als wenn wir sie ganz entbehrten; was wir mitteilen, was uns überliefert wird, ist immer nur das Gemeinste, der Mühe gar nicht wert." Da wir nun aber doch einmal, wenn wir nicht, wie Montan, lieber ganz verstummen, auf „das schlechte Zeug von öden Worten" angewiesen sind, hilft er sich damit, daß er eben „das Gemeinste" immer wieder anders ausspricht, indem er so, immer wieder von einer anderen Seite her an die Wahrheit heranschleichend, doch wenigstens ein Gefühl der ewig verhüllten erahnen zu lassen hofft. In jenem berühmten Brief an Jacobi, vom 6. Januar 1813, hat er es selbst ausgesprochen: „Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit,

Digitized by Google

als ſittlicher Menſch, ſo iſt dafür auch ſchon geſorgt. Die himmliſchen und irdiſchen Dinge ſind ein ſo weites Reich, daß die Organe aller Weſen zuſammen es nur erfaſſen mögen." Ebenſo auf einem Zettel von ſeiner Hand („Naturwiſſenſchaftliche Schriften", 2. Band, Seite 374): „Wir ſind naturforſchend Pantheiſten, dichtend Polytheiſten, ſittlich Monotheiſten." Und wieder, noch ſchärfer, einmal in den „Einzelnen Betrachtungen und Aphorismen über Naturwiſſenſchaften im allgemeinen" („Naturwiſſenſchaftliche Schriften", 2. Band, Seite 163): „Poeſie deutet auf die Geheimniſſe der Natur und ſucht ſie durchs Bild zu löſen. Philoſophie deutet auf die Geheimniſſe der Vernunft und ſucht ſie durchs Wort zu löſen. Myſtik deutet auf die Geheimniſſe der Natur und Vernunft und ſucht ſie durch Wort und Bild zu löſen." Jedes deutet alſo in ſeiner eigenen Art, indem es ſich dazu ſeiner beſonderen Mittel bedient, jedes hat auf ſeine Weiſe recht, aber alle können doch immer nur „deuten", es bleibt „Geheimnis", das nur „die Organe aller Weſen zuſammen erfaſſen mögen", der lobpreiſende Chor der ſämtlichen Erſchaffenen.

Mehr als „deuten" können wir nicht. „Deuten" oder wie Goethe es auch gern nennt: bis an das Urphänomen kommen, „die Phänomene bis zu ihren Urquellen verfolgen, bis dorthin, wo ſie bloß erſcheinen und ſind und wo ſich nichts weiter an ihnen erklären läßt." („Farbenlehre", 1. Band, Einleitung.) An dieſen „Urverhältniſſen" wird uns halt geboten, ſie mögen wir

Digitized by Google

anschauen und allenfalls ahnen, daß, was sie in sich verbergen, auch in uns verborgen vorhanden ist. Wir können an ihnen, wie er in jungen Jahren einst dem Grafen Stolberg schrieb („Der junge Goethe", Inselverlag, 5. Band, Seite 309), Gott, den „unergreiflichen", berühren, aber jedes Wort davon ist nur „Kindergelall und Gerassel". Aussprechen können wir nichts davon, aber Zeugnis können wir ablegen dafür, durch unser Tun nämlich, indem nun jeder, der einmal des „Urlebendigen" irgendwie bei sich gewahr geworden, das selige Gefühl davon sein Tagewerk mitnimmt. Erkennen werden wir die Wahrheit nie noch aussprechen können, aber wir können uns zur Wahrheit bekennen: wir können das Geheimnis fühlen und es bezeugen, indem wir es ausüben, jeder auf seine Art, der eine durch sein Tun, der andere in seinem Wandel, aber alle doch immer nur hindeutend, mag man das nun mit einem Wort, das leicht mißbraucht werden kann, symbolisch oder, wie Goethe noch lieber sagt, analogisch nennen. Sobald man sich aber dann verleiten läßt und das Symbolische, das Analogische beim Worte nimmt, als wäre damit ausgesprochen, was doch ewig unaussprechlich bleibt, ist man, kaum geborgen, schon wieder verloren. Heraklit hat vom delphischen Gott gesagt, daß er nichts ausspreche, nichts verberge, sondern es anzeige. (*οὔτε λέγει οὔτε κρύπτει ἀλλὰ σημαίνει* Plutarch „De pyth. orac." p. 404 e.) So will Goethe, wenn er spricht, nichts aussprechen, sondern er zeigt das Geheimnis an. Und darum

Digitized by Google

muß er ſich immer widerſprechen. Denn auch indem er widerſpricht, zeigt er das Geheimnis wieder an. Sein ganzes Leben iſt ſolch ein ununterbrochenes Zeigen auf das Geheimnis. „An Gott glauben," hat er einmal geſagt, „dies iſt ein ſchönes löbliches Wort, aber Gott anerkennen, wo und wie er ſich offenbart, das iſt eigentlich die Seligkeit auf Erden." Sein ganzes Leben war ein ununterbrochenes Anerkennen, ja man möchte ſagen: Ausüben Gottes.

„Abglanz" nur erreichen wir, niemals das, was glänzt, ſelbſt. Wir erreichen immer nur Modifikationen eines Unbekannten. Wie wir uns vermeſſen, an ihnen dieſes ſelbſt ergreifen zu wollen, müſſen wir ſchon in uns ſelber greifen, wir dichten ſchon. Wenn ich an die Linde im Garten denke, muß ich ſie mir ſchon erdenken. Sie iſt das ja nie, ſie wird es erſt durch mich. Damit ich ſie nur überhaupt nur gewahren kann, muß durch mich an ihr etwas geſchehen. Was ich jedesmal von ihr erblicke, ſind jedesmal wieder andere Modifikationen, und daß ich alle dieſe Modifikationen auf einen und denſelben unbekannten Grund, immer auf ein und dasſelbe Unbekannte beziehe, das iſt ſchon meine Tat. Dies meint Goethe, wenn er unabläſſig immer wieder auf das Tun dringt. Durch Tun erſt wird Wiſſen ganz. „Das Halbgewußte hindert das Wiſſen. Weil alles unſer Wiſſen nur halb iſt, ſo hindert unſer Wiſſen immer das Wiſſen" („Naturwiſſenſchaftliche Schriften", 10. Band, Seite 76). Alles Wiſſen iſt ohnmächtig, ſolange nicht aus unſerm

Digitized by Google

Innern noch eine Kraft dazu kommt, die, was wir wiſſen wollen, erſt vollbringt. Dieſe Kraft in uns, die wir den Modifikationen antun, bleibt uns ebenſo unbekannt als die hinter den Modifikationen wirkende, ſie bewirkende Kraft; wir glauben nur gewiß zu ſein, daß dieſe beiden Unbekannten einander durch uns hindurch die Hände reichen. So kommt Goethe zu ſeinem beſonderen Begriff einer Wiſſenſchaft, für die das Wiſſen nicht hinreicht, die mehr ſein muß, nämlich Kunſt*. „Da im Wiſſen ſowohl als in der Reflexion kein Ganzes zuſammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieſer das Äußere fehlt, ſo müſſen wir uns die Wiſſenſchaft notwendig als Kunſt denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten . . . Um aber einer ſolchen Forderung ſich zu nähern, ſo müßte man keine der menſchlichen Kräfte bei wiſſenſchaftlicher Tätigkeit ausſchließen. Die Abgründe der Ahnung, ein ſicheres Anſchauen der Gegenwart, mathematiſche Tiefe, phyſikaliſche Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verſtandes, bewegliche ſehnſuchtsvolle Phantaſie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunſtwerk, von welchem Gehalt es auch ſei, entſtehen kann." („Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre", in dem

* Wie durchaus ariſch das iſt, ſieht man daran, daß der Indoarier „alle Beſchäftigung mit Beweiſen", alſo gerade das, was allein wir jetzt für Wiſſenſchaft gelten laſſen wollen, Avidhya, „Nichtwiſſen" nennt. Darüber Chamberlain „Ariſche Weltanſchauung", S. 52.

Digitized by Google

Abſchnitt „Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten".) Daß er keine der menſchlichen Kräfte bei wiſſenſchaftlicher Tätigkeit ausgeſchloſſen haben will, auch die Phantaſie nicht, dieſer Gedanke kehrt immer wieder. So fordert er in dem Aufſatz über Stiedenroths Pſychologie („Naturwiſſenſchaftliche Schriften", 2. Band, Seite 73) mit faſt eben den nämlichen Worten, daß der Forſcher „alle Manifeſtationen des menſchlichen Weſens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verſtand zu einer entſchiedenen Einheit ausbilden müſſe", und ſpottet über den Mann der „ſogenannten exakten Wiſſenſchaften", der „auf der Höhe ſeiner Verſtandesvernunft nicht leicht begreifen wird, daß es auch eine exakte ſinnliche Phantaſie geben könne, ohne welche doch eigentlich keine Kunſt denkbar iſt". Den Wert der Erfahrung leugnet er nicht, „ſo wenig als man den Seelenkräften, in welchen dieſe Erfahrungen aufgefaßt, zuſammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleich ſchöpferiſch unabhängige Kraft abſprechen wird" („Naturwiſſenſchaftliche Schriften", 2. Band, Seite 24). So gibt er immer und immer wieder und „wieder zu bedenken, daß die Tätigkeiten, in einem höhern Sinne, nicht vereinzelt anzuſehen ſind, ſondern daß ſie einander wechſelweiſe zu Hilfe kommen und daß der Menſch, wie mit andern, alſo auch mit ſich ſelbſt öfters in ein Bündnis zu treten und daher ſich in mehrere Tüchtigkeiten zu teilen und in mehreren Tugenden zu üben hat" („Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre", Konfeſſion des

Digitized by Google

Verfassers). Sobald aber einer dieses „Bündnis" wirklich eingeht und sich seiner sämtlichen Tüchtigkeiten und Tugenden zu bedienen unternimmt, ist ihm ja die Wissenschaft eigentlich schon zur Kunst geworden, denn „das Wissen, indem es sich selbst steigert, fordert, ohne es zu bemerken, das Anschauen und geht dahin über, und so sehr sich auch die Wissenden vor der Imagination kreuzigen und segnen, so müssen sie doch, ehe sie sich's versehen, die produktive Einbildungskraft zu Hilfe rufen" („Vorarbeiten zu einer Psychologie der Pflanzen", „Naturwissenschaftliche Schriften", 6. Band, Seite 302). Wer sich nämlich nicht in irgend eine besondere „Manifestation des menschlichen Wesens" versperrt, sondern sie sämtlich, ja den ganzen Menschen ans Werk setzt, sieht sich bald in Widersprüche verstrickt, denn wenn sie gleich alle dasselbe manifestieren, so hat doch jede ihr eigenes Element, in das sie alles eintaucht, wie denn das Auge nur sehen kann, das Ohr immer hören muß, und so tut sich ein Abgrund auf, die Brücke müssen wir selber schlagen, aus uns selbst. Je mehr wir alle unsere Kräfte daran wenden, desto weniger kommen wir zurecht, solange wir uns nicht zu einem Gewaltstreich entschließen und nicht, was uns immer noch fehlt, einfach selbst erschaffen. „Idee und Erfahrung", schreibt Goethe an Schopenhauer, „werden in der Mitte nie zusammentreffen; zu vereinigen sind sie nur durch Kunst und Tat." Und in den „Vorarbeiten zu einer Psychologie der Pflanzen" („Naturwissenschaftliche Schriften", 6. Band, Seite 302)

Digitized by Google

baut er eine Pyramide der Wissenschaft auf: unten die „Nutzenden", über ihnen die „Wissenden", noch höher die „Anschauenden", ganz oben aber die „Umfassenden", von denen er sagt: „die Umfassenden, die man in einem stolzern Sinne die Erschaffenden nennen könnte, verhalten sich im höchsten Grade produktiv; indem sie nämlich von Ideen ausgehen, sprechen sie die Einheit des Ganzen schon aus, und es ist gewissermaßen nachher die Sache der Natur, sich in diese Idee zu fügen." Das klingt an dieser Stelle fast wie ein verwegener Scherz und als ob er vielleicht nur den Dogmatisten der bloßen Erfahrung, die ihm so herzlich zuwider waren, eins damit versetzen wollte. Es ist aber der notwendige Schluß aller Goethischen, des „herrlichen" Kant Frucht tragenden Weisheit. In den „paradoxen Sätzen", die er „auf seinen Sommerfahrten" notiert, dann aber nun auch erst noch „in Verbindung zu bringen, die hervortretenden Widersprüche zu vergleichen", keine Zeit mehr gefunden hat, können wir sie sozusagen im Urzustande belauschen. Sein Hauptsatz steht voran: „Natürlich System, ein widersprechender Ausdruck. Die Natur hat kein System, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum, zu einer nicht erkennbaren Grenze." Sodann kommt er gleich auf die „Idee der Metamorphose" zu sprechen, aber wie nennt er sie? Eine „Gabe von oben", da er ja, was immer er erlebte, erdachte, erträumte, alles vom Genius dargereicht empfand. Von ihr aus gelangt er zur Musik, die er „zum Trutz der Natur" erscheinen läßt. Da haben wir ganz eben

Digitized by Google

denſelben Gedanken wieder, als ob die Natur ſich dem Menſchen fügen müßte, und unmittelbar darauf heißt es denn auch geradezu: „Der Menſch, wo er bedeutend auftritt, verhält ſich geſetzgebend.“ Damit ſpricht er aus, was ihm Wiſſenſchaft (jene Wiſſenſchaft, die er ſich zur Kunſt geſteigert denkt) iſt: Geſetz geben. Nicht die Natur enthält das Geſetz und der Menſch entnimmt es ihr, ſondern ſie erhält es von ihm. Freilich muß aber „unſere ganze Aufmerkſamkeit darauf gerichtet ſein, der Natur ihr Verfahren abzulauſchen, damit wir ſie durch zwängende Vorſchrift nicht widerſpenſtig machen, aber uns dagegen auch durch ihre Willkür nicht vom Zweck entfernen laſſen.“ Es iſt völlig das Verhältnis des Künſtlers zu ſeinem Stoff. Auch der Künſtler muß ſich ja hüten, den Stoff zu „zwängen“, um ihn nicht „widerſpenſtig zu machen“, und darf ſich doch aber auch nicht durch die „Willkür“ des Stoffes „vom Zweck entfernen laſſen“. Jetzt verſtehen wir erſt, wie Goethe an einer anderen Stelle („Naturwiſſenſchaftliche Schriften“, 6. Band, Seite 348) ſagen kann, der Naturforſcher „verweile am liebſten in der Region, wo Metaphyſik und Naturgeſchichte übereinandergreifen“. Und ſo verſtehen wir jetzt auch, warum er dem Forſcher immer wieder und wieder zur Phantaſie rät. „Phantaſie iſt der Natur viel näher als Sinnlichkeit, dieſe iſt in der Natur, jene ſchwebt über ihr. Phantaſie iſt der Natur gewachſen, Sinnlichkeit wird von ihr beherrſcht“ („Naturwiſſenſchaftliche Schriften“, 6. Band, Seite 361). Für Phantaſie ſagt er zuweilen auch „pro-

Digitized by Google

duktive Einbildungskraft" oder „innere produktive Kraft" oder „Ideenvermögen", gemeint ist immer die unbekannte Kraft, die den Menschen das Geheimnis, das er niemals erkennen wird, durch die Tat berühren läßt. Um die menschlichen Tüchtigkeiten und Tugenden fruchtbar zu machen, muß noch etwas hinzukommen: die Einflüsterung des Genius. Der Genius geht so treu mit Goethe wie mit dem Katholiken sein Schutzengel. Niemand hat kindlicher in seinem ganzen Leben überall der „höheren Leitung" vertraut, niemand sich so sehr als das Werkzeug eines verborgenen Plans gefühlt, niemand sich auf Schritt und Tritt so sicher behütet gewußt, er selber war sich immer nur der Empfänger, der Melder des göttlichen Funkens. Gelassen erzählt er, daß nicht er es war, der zur Optik wollte, „ich bin vom Genius dahin geführt worden". Er klagt über die Last, die er sich damit aufgeladen, „oder vielmehr der Genius hat's getan". Er ist immer bloß der Apparat des Genius; was er vollbringt, geschieht vielmehr an ihm; was er zu tun scheint, das wird ihm vielmehr angetan. Er hat des Papstes Gregor Hymnus an den Heiligen Geist übersetzt: „Der herrliche Kirchengesang Veni Creator Spiritus ist ganz eigentlich ein Appell ans Genie; deswegen er auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig anspricht." Und wie seltsam einem das auch vorkommen mag, ihm ist all sein Tun in Leben, Kunst und Wissenschaft immer eingegeben worden, eingegeben von einer höheren, nicht ihm selber eigenen, ja ihm gar nicht bewußten, ohne seinen Willen

Digitized by Google

über ihn hereinbrechenden, ihn überwältigenden Kraft. Und wenn er versucht hat, Wissenschaft als Kunst zu behandeln, so heißt das nur, daß er auch als Erkennender, wie als Schaffender, die Eingebung der Himmlischen zu Hilfe ruft.

Aber indem nun das Göttliche sich auf einen Menschen niederläßt, nimmt es Menschenart an, und was in einem Menschen der göttliche Hauch wirkt, trägt schon dieses Menschen Züge. Es verdüstert, es trübt sich, der Mensch färbt darauf ab. „Das Wirkende muß trefflicher sein als das Gewirkte", sagt Goethe, „und die übersinnliche Musik bringt die Musik in sinnlichem Tone hervor." Wenn alle Wahrheit, deren wir fähig sind, immer nur unsere eigene Tat ist, so kann jede Wahrheit bloß eben für ihren Täter Gültigkeit ansprechen, als sein Anteil am Göttlichen, der Anteil dieses einen Menschen; und jeder andere wird damit für sich nichts anfangen können und sich wieder seinen selbst suchen müssen. Die Wahrheit ist immer dieselbe, sicut erat in principio et nunc et semper et in saecula saeculorum; sobald aber die Wahrheit einen Menschen betritt, hat sie schon einen Zusatz von Wahn und Trug und Albernheit, den eben dieser eine Mensch gar nicht entbehren kann, denn eben dieser Zusatz von Wahn und Trug und Albernheit ist es, wodurch ihm die Wahrheit erst sichtbar wird, jeder Mensch braucht einen solchen Zusatz, aber jeder einen anderen, für jeden muß Wahn und Trug und Albernheit wieder besonders gemischt werden. Alles Wissen ist darum

Digitized by Google

völlig individuell, es gilt nur für den einen, der es weiß. „Ich habe mich durchaus überzeugt, das Liebste, und das sind doch unsere Überzeugungen, muß jeder im tiefsten Ernst bei sich selbst bewahren; jeder weiß nur für sich, was er weiß, und das muß er geheimhalten; wie er es ausspricht, sogleich ist der Widerspruch rege, und wie er sich in Streit einläßt, kommt er in sich selbst aus dem Gleichgewicht, und sein Bestes wird, wo nicht vernichtet, doch gestört." So spricht Montan aus, worauf im Grunde zuletzt alles Tun, alles Wirken Goethes und sein ganzes Verhältnis zu den anderen beruht: er will seine Wahrheit finden und den anderen ihre lassen. Mit immer anderen Worten ruft er uns das immer wieder zu: „Jeder Mensch muß nach seiner Weise denken; denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres oder eine Art von Wahrem, die ihm durchs Leben hilft." Und: „Ich schweige zu vielem still: denn ich mag die Menschen nicht irre machen und bin wohl zufrieden, wenn sie sich freuen da, wo ich mich ärgere." Und wieder: „Was ich recht weiß, weiß ich nur mir selbst; ein ausgesprochenes Wort fördert selten, es erregt meistens Widerspruch, Stocken und Stillstehen." Und: „Unsere Meinungen sind nur Supplemente unserer Existenz. Wie einer denkt, daran kann man sehen, was ihm fehlt." Und: „Was originell ist, trägt immer die Gebrechen des Individuums an sich." Daraus folgt: „Das Schrecklichste für den Schüler ist, daß er sich am Ende doch gegen den Meister wieder herstellen muß. Je kräftiger das ist, was dieser gibt, in desto größerem

Digitized by Google

Unmut, ja Verzweiflung ist der Empfangende." Denn: „Das Wahre ist gottähnlich: es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen erraten." Daher denn auch Goethes Toleranz, die so gar nichts von der landläufigen, nichts von Unsicherheit, Nachgiebigkeit oder gar Entgegenkommen, nichts von Anbiederung und Konnivenz hat, auch nichts von der Geneigtheit, sich anderen, andere sich anzupassen und die eigene Meinung an fremden, fremde wieder an der eigenen so lang abzuschleifen, bis sich allmählich eine mittlere daraus ergibt, die keinem mehr weh tut, aber auch keinem mehr wohl. Er läßt sich von seiner nichts abhandeln, aber er will sie keinem aufdrängen, sie wäre ja sonst nicht mehr seine. Er hält sie fest, aber nur für sich, als sein Eigentum. „Weder polemisch noch konziliatorisch, sondern positiv und individuell", ist sein Wahrspruch und so verkennt er auch nicht, daß ebenso ja jede von unseren Kräften, jede der Fähigkeiten, Tüchtigkeiten und Tugenden, mit denen wir begabt sind, auch wieder sozusagen ein eigenes Individuum in uns ist, das auch wieder seine besondere Wahrheit hat, in die es sich von seinen Mitbewohnern mit ihren Wahrheiten nichts dreinreden läßt. In demselben Menschen ist Augenwahrheit anders als Ohrenwahrheit, jeder Sinn hat seine eigene Wahrheit, und die Phantasie wieder ihre, der Verstand eine andere, das Gemüt eine, der Wille seine und wenn sie sich alle vereinigen, alle zusammen wieder eine neue, die sich, so oft sie sich vereinigen, jedesmal wieder anders erneut, je

Digitized by Google

nachdem ſie ſich vereinigen, und dies erhält und bewegt unſer irdiſches Leben, bis es alle Wahrheiten hervorgebracht hat, deren es fähig iſt; dann kann es auslöſchen. Aber wie ſie ſich auch zu widerſprechen, ja eine die andere zu widerlegen ſcheinen, ſie müſſen alle doch in der Tiefe dasſelbe ſein: dies werden wir gewahr, ſobald wir handeln. Im Handeln verſtummt unſer innerer Widerſpruch und was ſonſt gegeneinander ſtrebt, findet ſich zuſammen zum Handeln. Handelnd ſind wir, wenn wir aus unſerem Gewiſſen handeln, der verborgenen, gemeinſamen, ewigen Wahrheit gewiß. Sie kann vom Menſchen weder erkannt noch ausgeſprochen werden, aber aufgezeigt durch die Tat. Wo immer eine Mutter, tief verſonnen, ihrem Kind die Bruſt reicht, wo immer ein Mann für ſeinen Glauben das Schwert zieht, wo immer ein Menſch reinen Herzens ſeinen Willen dem inneren Geſetz darbringt, iſt ſie da. Wir haben ſie nirgends, aber überall können wir ſie tun.

Iſt auch unſere Zeit noch immer nicht reif für dieſen Goethe, den ganzen und den man in mehr als einem Sinn, doch freilich auch mit mehr als einem Vorbehalt den katholiſchen Goethe zu nennen ſich faſt verſucht fühlt? Keine hat wie ſie die ſämtlichen Möglichkeiten des Menſchen ausgekoſtet, keine wie ſie ſich von allen enttäuſcht geſehen. Wir haben alles erprobt, nichts hat uns ſtandgehalten. Zuletzt auch dies nicht mehr, daß nichts ſtandhält. Auch das hält uns jetzt nicht mehr ſtand; es iſt auch ſchon wieder überwunden, es war auch wieder

Digitized by Google

nur ein Seitenblick der Wahrheit. Durch alle Verzweiflungen hindurch ſind wir geſchritten, bis wir jetzt auch am Verzweifeln ſelbſt wieder verzweifeln. Je näher wir uns der Wahrheit glaubten, deſto weiter fanden wir uns immer wieder von ihr entfernt. Wenn wir ihr aber dann ſchon entſagen wollten, ſtand ſie auf einmal mit furchtbarer Gewißheit wieder vor uns da; in jedem Irrtum, jeder Lüge ſahen wir ihr verzerrtes Antlitz uns anſtarren. So können wir nicht anders als ſie, die wir nirgends erkennen dürfen, überall anerkennen, überall ausüben. Die nackte Wahrheit iſt für uns nirgends, aber alles um uns iſt ihr Kleid. Von unſeren irdiſchen Sinnen verdunkelt, können wir ſie nicht erblicken, aber wir können ſie, vom himmliſchen Geiſt erleuchtet, bezeugen. Alles iſt Irrtum, mit menſchlichen Augen angeſehen, aber an allem, aus allem, ſobald es der göttliche Hauch berührt, tut ſich die ewige Wahrheit kund. Imple superna gratia!

Anhang.

Der Aufſatz „Der böſe Goethe" iſt dem bei S. Fiſcher in Berlin 1904 erſchienenen Werke „Dialog vom Tragiſchen", der Aufſatz „Der veränderte Freund" dem ebenda 1903 erſchienenen Buche „Rezenſionen. Wiener Theater 1901—1903", der Aufſatz „Taſſo" den ebenda 1907 erſchienenen „Gloſſen" entnommen, „Die Mutter" dem „Buch der Jugend" (Wien und Leipzig 1908. Hugo Heller), „Die Saat Goethes", „Goethiſch" und „Die Kleinen" dem Buche „Bildung" (Inſelverlag 1900), „Der Unſterbliche" den „Eſſays" (Inſelverlag, Leipzig 1912) und „Der ganze Goethe" dem 1916 im Delphinverlag in München erſchienenen Werke „Expreſſionismus".

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Der böse Goethe 1
Der veränderte Freund 10
Tasso 22
Die Mutter 29
Die Saat Goethes 39
Goethisch 44
Die Kleinen 53
Der Unsterbliche 60
Der ganze Goethe 72

Digitized by Google

Im Delphin-Verlag München
ist erschienen:

Hermann Bahr

Expressionismus

Mit 19 Tafeln

Geheftet M. 3.—, in Halbpergament M. 4.50, Vorzugsausgabe (Nr. 1—60) auf Bütten in Ganzpergament M. 16.—.

„Gestern fiel das neuerschienene Buch Hermann Bahrs mit obigem Titel in meine Hand. Ich habe das Buch nicht nur gelesen, sondern es ist mein Genosse an diesem Tage geworden, ein lachender Weggesell, der mir lichte Blicke zeigte, wo einst Dunkel gewesen. Manchen Umweg führte er zwar nach meiner Ansicht, dann aber erkannte ich, daß nur über Umwege der Weg zur Erkenntnis in diesen Dingen genommen werden kann. Nur das Banale trifft das einfache Wort auf den Kopf. Höhen wollen erklommen sein im Zickzack, nicht senkrecht hinauf.

Es steht viel von Goethe in diesem Buch und von Johannes Müller, dem Psychologen, aber nichts, was nicht jeder begreifen könnte, nichts, was nicht auf das Problem zuführte. Und nebenbei fallen Worte von solcher Schärfe der Prägung, Worte, die an den Puls unserer Zeit greifen, daß man wünschte, neben Bahr wandern zu dürfen und seiner täglichen Rede Zeuge zu sein."

(Dr. Rob. Corwegh in „Leipziger Tagblatt".)

Digitized by Google

Digitized by Google

FOURTEEN DAY USE

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

[illegible]	
Melnik	
JUN 16 1955	
JUN 6 - 1955	

LD 21-100m-2,'55
(B139s22)476

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

5. Band. Dr. Felix Braun (Wien):

Verklärungen. Ausgewählte Aufsätze.

6. Band. Amtsgerichtsrat Dr. Erich Wulffen (Zwickau):

Die Psychologie des Giftmordes.

7. Band. Engelbert Pernerstorfer (Wien):

8. [redacted]

9. [redacted]

M323614

1[redacted]

1[redacted]

[redacted]

(Berlin): Die Nerven; ferner eine Auswahl aus den Werken von Leopold von Ranke, Goethe (Naturwissenschaft und Philosophie) u. a.

Jeder Band enthält 6 bis 7 Druckbogen im Oktavformat in gutem Einbande.

Preis K 1.30 = M. 1.

YC13[redacted]

Digitized by Google